



RÜCKKEHR NACH ST. ANNA

von SANDOR & RON VANDOR

Ventura & Malibu, CA.
2009

Copyright © 2005/2009 Sandor Vandor und Ron Vandor

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Autoren unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Um neue Lernerfahrungen sammeln zu können, ist es Schülern und Lehrern erlaubt, Teile des Textes oder den gesamten Text zum Zwecke des Meinungsaustausches und für Kommentare zu kopieren und untereinander weiterzuleiten.

Übersetzung aus dem englischen Original von Elfi Cagala und Elisabeth Artl

Bildnachweis

Archiv: Titelseite und Nummer 3

Gerda Sammer: Nummer 2, 6 und 7

Elisabeth Weinhandl: Nummer 1, 9, 10, 11, 12, 13, 14 und 15

Sandor Vandor: Nummer 4, 5, 8, 16, 17 und 18

INHALTSANGABE

VORWORT 1	4
VORWORT 2	5
VORWORT 3	6
EINLEITUNG	8
TATEN SETZEN	8
DIE HINTERGRÜNDE	12
KONTAKT	13
SAMSTAG, 11. JUNI	14
SONNTAG, 12. JUNI	14
ERSTER STOPP	16
MONTAG, 13. JUNI	16
DIENSTAG, 14. JUNI	25
HINTERGRUND: EIN EIERSPEISBROT	25
DIENSTAG, 14. JUNI – Fortsetzung	26
DAS OFFIZIELLE TREFFEN	27
MITTWOCH, 15. JUNI	31
DAS LIPPE-HAUS	34
DONNERSTAG 16. JUNI	35
FREITAG, 17. JUNI	41
SAMSTAG, 18. JUNI	42
EINE UNGEWÖHNLICHE BEZIEHUNG	44
RESÜMEE	46
GYURI	50
NACHWORT	50
PARALLELEN	53
NEUHAUS AM KLAUSENBACH	53
GESAGT GETAN	55
EPILOG	59
ANHANG	63
WEITERE FOTOS	64

VORWORT 1

„Ich habe nie die Sonne gesehen“

In St. Anna am Aigen gibt es eine kleine Dorfschaft, die „Hölle“ heißt. Es ist dies eine verlassene Gegend, nur eine Familie lebte dort abseits der Dörfer. Ihr Haus trug den Namen „Höllpraß“. Als Kind machte ich mir nie Gedanken darüber, warum dieses Gebiet nahe der damals noch undurchlässigen Grenze diesen Namen trägt. Später habe ich erfahren, dass es in dem Talkessel stets sehr heiß ist, da die Sonne „höllisch“ herunter brennt. Zu dieser naturbezogenen und einsichtigen Namensgebung ist diese Ortschaft im Laufe der jüngsten Geschichte auf andere, schreckliche Weise in der Tat zur Hölle geworden. Wir wissen in der Zwischenzeit, dass es genau an jenem Ort Judenlager und Erschießungen, ja unvorstellbares Leid gegeben hat. Die älteren Menschen unter uns berichten, die Erde über den Massengräbern habe sich noch tagelang nach bewegt. Eine wahre Hölle.

Vor einigen Jahren bin ich einem Mann begegnet, der nach St. Anna am Aigen zurückgekehrt ist. Sein Name ist Sandor Vandor. Er ist einer von wenigen, die das schreckliche Inferno überlebt haben. Sandor Vandor lebt, weil ihm Menschen vor Ort zu essen gegeben haben, so erzählt er. Und von jener Stätte, an der die Sonne naturgemäß besonders intensiv einstrahlt, sagt er: „Ich habe nie die Sonne gesehen.“ So düster war es für ihn dort geworden. Nun kehrt dieser Mann zurück an den Ort einstiger Grausamkeiten, um den Menschen zu danken, die ihm das Leben gerettet haben. Sandor Vandor ist selbst zur Sonne geworden, die Licht und Wärme spendet und so das Dunkel unserer Geschichte auf versöhnliche Weise erhellt.

Weihbischof Dr. Franz Lackner.

VORWORT 2

Die Geschichte Sandor Vandors ist untrennbar verbunden mit der Geschichte der Marktgemeinde St. Anna am Aigen. Seine Rückkehr stellte sich bald als eine glückliche Fügung des Schicksals heraus; für die Menschen, welche die Kriegsjahre noch hautnah miterlebten über die Nachkriegsgeneration bis hin zur heutigen jungen Generation, welche unsere unmittelbare Zukunft gestalten wird. Sandor Vandor rückte die Betrachtung der bitteren Vergangenheit in ein neues Licht. Er bewies mit seiner Danksagung an die Bevölkerung von St. Anna am Aigen für seine Rettung durch hilfsbereite Menschen, welche sich selbst dadurch in Lebensgefahr begaben, dass nicht nur Grausames geschehen ist. Auf diese Weise gab Sandor Vandor einen positiven Ausgangspunkt zur Aufarbeitung einer Zeit, von der auch heute noch nur ungern gesprochen wird. Besonders bewundernswert an ihm ist, dass er trotz aller alptraumhafter Erfahrungen keine vereinfachten Schlüsse zieht und so der einheimischen Bevölkerung die Möglichkeit gibt, sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen und dabei nicht nur mit Gräueltaten konfrontiert zu sein. Vor allem auf eine Person hatte seine Rückkehr nach St. Anna am Aigen tiefgreifende Auswirkungen. Maria Lackner hatte ihr ganzes Leben lang das Gefühl gehabt, während der Kriegsjahre nicht genügend geholfen zu haben. Durch das Zusammentreffen mit Sandor Vandor konnte sie von einer schweren Last befreit werden, denn er zeigte ihr, dass er durch ihre Hilfe in der Lage war, eine wundervolle Familie zu gründen. Sandor Vandor selbst konnte durch seinen Besuch in St. Anna am Aigen seine psychologische Befreiung erfahren.

Obwohl Sandor Vandors Geschichte letztendlich ein gutes Ende genommen hat, soll sie uns doch eine Mahnung sein, die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges niemals zu vergessen und die Erfahrungen und Erkenntnisse daraus in die Gestaltung unserer Zukunft einfließen zu lassen.

Josef Weinhandl

Bürgermeister der Marktgemeinde St. Anna am Aigen.

VORWORT 3

Auf Grund der katastrophalen militärischen Lage Hitler-Deutschlands wurden ab Sommer 1944 Vorbereitungen zur Verteidigung der damaligen deutschen Reichsgrenze getroffen. In die „Reichsschutzstellung“ oder „Südostwall“ genannte Verteidigungslinie (mit deren Bau Mitte Oktober 1944 begonnen wurde) wurde auch der südoststeirische Grenzraum an der Kutschenitza einbezogen. Hier umfasste der Stellungsbauabschnitt V (Abschnittsleiter war der NSDAP-Kreisleiter von Feldbach) die beiden Kreise Mureck und Feldbach, also das Gebiet von Radkersburg bis Mogersdorf (damals gehörte der burgenländische Bezirk Jennersdorf zum Kreis Feldbach). Im südlichen Teil dieses Stellungsbauabschnittes lag der Unterabschnitt V/3-St. Anna am Aigen.

Die geplante Stellungslinie wurde mit primitivsten Mitteln zumeist händisch errichtet. Zu diesen Stellungsbauarbeiten wurden neben zwangsverpflichteten Zivilisten, Angehörigen der NS-Formationen (SA, HJ etc.), Volkssturm, Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern auch gefangene ungarische Juden (denen 1944 die Deportation nach Auschwitz erspart geblieben war) herangezogen.

Bedingt durch das rasche Vorrücken der Sowjets wurden die Stellungsbauarbeiten aber schließlich bereits Ende März 1945 noch vor der endgültigen Fertigstellung abgebrochen. In den folgenden Apriltagen sollten sich dann die unter dem Einsatz tausender Arbeitskräfte ausgebauten Stellungen militärisch aber großteils als nutzlos erweisen.

Die im Stellungsbauunterabschnitt V/3-St. Anna am Aigen ab Jänner 1945 eingesetzten ca. 400 ungarischen Juden waren zum Großteil unter oft menschenunwürdigen Zuständen mitten im Pfarrort St. Anna am Aigen einquartiert. Sie waren in der damaligen Volksschule (heute Schuhhaus Rindler), im Vereinshaus (Theatersaal, Pfarrheim) und auch in einem heute nicht mehr bestehenden Gebäude neben dem Kaufhaus Lippe untergebracht. Als Quartier für die ungarischen Juden dienten auch ein Barackenlager in der „Höll“ zwischen Deutsch Haseldorf und Aigen (nahe Kramarovci) und zeitweise auch ein Zeltlager.

Der Leiter des Stellungsbauunterabschnittes V/3-St. Anna war Oberlehrer Johann Müller, der NSDAP-Ortsgruppenleiter von Mettersdorf. Er gehörte neben Dr. Hans Gerscha, dem NSDAP-Ortsgruppenleiter von St. Anna am Aigen zu den politischen Leitern, die auch für den Einsatz der ungarischen Juden im Raum St. Anna am Aigen verantwortlich waren. Die jüdischen Zwangsarbeiter wurden von SA, Ukrainern und vorübergehend auch von Angehörigen des 2. SS-Baubataillons „Kama“ (kroatische Waffen-SS) bewacht. Die Behandlung durch die Bewacher war oft sehr roh, es gab häufig Schläge.

Die jüdischen Zwangsarbeiter bestanden auch in St. Anna am Aigen zum Teil aus Arbeitsdienstlern der ungarischen Armee. Daneben war hier aber auch eine große Anzahl von Juden im Einsatz, die bereits seit Sommer 1944 im Gau Groß-Wien als Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Unter ihnen waren auch einige Frauen.

Die Juden wurden vor allem beim Bau des Panzergrabens von den Aigner Feldern bis zur Höllwiese nahe der Grenze zum heutigen Slowenien eingesetzt, wo sie häufig unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten mussten. In monatelanger Arbeit wurde von den jüdischen Zwangsarbeitern ein fast zwei Kilometer langer, 4,5 m breiter und 5 m tiefer Panzergraben gegraben (er war aber bei den Endkämpfen 1945 militärisch bedeutungslos und wurde schließlich im November 1947 von einem Bagger wieder zugeschüttet).

Die Verpflegung der Juden war sehr mangelhaft. Von der Zivilbevölkerung erhielten jüdische Zwangsarbeiter manchmal heimlich Lebensmittel, was das Überleben erleichterte. Diese Hilfestellungen reflektierten einerseits die mutige Menschlichkeit der

lokalen Bevölkerung, andererseits jedoch auch die ungewöhnlich große Bewegungsfreiheit, die den jüdischen Stellungsbauarbeitern gewährt wurde. Der Abschnittsleiter des Stellungsbauabschnittes V-Feldbach kam Mitte März 1945 nach St. Anna am Aigen, weil ihm angezeigt worden war, dass die jüdischen Zwangsarbeiter häufig in den umliegenden Ortschaften Lebensmittel hamstern gingen. Er stellte die für die Bewachung Verantwortlichen zur Rede und ließ die Juden in St. Anna am Aigen antreten. Da einige fehlten, wurde sofort nach ihnen gesucht. Die aufgegriffenen Juden brachte man in den Gemeindefest, wo sie von den Wächtern schwer misshandelt wurden.

Im Lager in St. Anna am Aigen waren die hygienischen Bedingungen katastrophal, wegen mangelnder Waschmöglichkeiten waren die Arbeiter bald stark verlaust. Ein Teil der Juden kam dann in ein Zeltlager nahe der Panzergraben-Baustelle. Dort wurden sie auch entlaust. Trotzdem brach bald auch im Bereich St. Anna am Aigen unter den Juden infolge der unzureichenden hygienischen Bedingungen Flecktyphus aus. Die Typhusepidemie drohte sich auszuweiten. Die unheilbar Kranken wurden schließlich vermutlich auf Befehl der NSDAP-Gauleitung von ihren Bewachern erschossen. Eines Tages (angeblich am 13. Februar 1945) wurden 41 kranke Männer mit einem Lastwagen in einen Wald bei Deutsch Haseldorf gebracht, dort erschossen und in einem Massengrab beerdigt. Die Erschießungen wurden von einem SS-Kommando aus Feldbach durchgeführt, der Unterabschnittsleiter und der NSDAP-Ortsgruppenleiter von St. Anna am Aigen mussten Straßenabsperrendienste leisten.

Einige Tage vor dem Abbruch der Stellungsbauarbeiten Ende März 1945 flüchteten sieben Juden aus dem Lager, als Vergeltung dafür wurden zehn andere Zwangsarbeiter erschossen und offenbar ebenfalls im Massengrab bei Deutsch Haseldorf begraben (dieses wurde 1948 geöffnet und die sterblichen Überreste von 48 ungarischen Juden wurden auf den jüdischen Friedhof in Trautmannsdorf bei Bad Gleichenberg überführt – sechs weitere während der Stellungsbauarbeiten verstorbene und vorerst am Friedhof von St. Anna am Aigen begrabene ungarische Juden wurden noch 1950 nach Trautmannsdorf gebracht).

Einige der aus dem Großraum Wien nach St. Anna am Aigen herangeführten Juden wurden noch vor Ende der Stellungsbauarbeiten nach Wien zurückgeschickt. Die anderen mussten bis zum Abbruch des Stellungsbaus in St. Anna am Aigen weiterarbeiten und wurden Ende März 1945 gemeinsam mit den jüdischen Arbeitsdienstlern vorerst bis Gnas getrieben, von wo der Todesmarsch über Gleisdorf, Graz, Präbichl (wo viele Zeugen des berüchtigten Massakers wurden) weiter nach Mauthausen ging.

Im Barackenlager bei Aigen (nahe Kramarovci) wurde eine größere Zahl von schwer kranken Juden zurückgelassen. Am 4. April 1945 kam noch ein kranker Jude aus diesem Lager in den nahe gelegenen Ort Deutsch Haseldorf, um für seine Kameraden im Lager Lebensmittel zu holen. Bereits am nächsten Tag hatten die russischen Soldaten das Barackenlager in der „Höll“ erreicht, die ungarischen Juden waren befreit, und die wenigen noch Marschfähigen unter ihnen begaben sich zu Fuß auf den Weg nach Ungarn. Zurück blieben im Barackenlager die Toten und Sterbenden.

Der aus der ungarischen Stadt Rákospalota (heute ein Teil von Budapest) stammende Sandor Vandor (geb. 1925) musste bereits im Mai 1944 zu einem jüdischen Arbeitsbataillon der ungarischen Armee einrücken und war in den ersten Monaten des Jahres 1945 als Zwangsarbeiter ebenfalls beim Stellungsbau in St. Anna am Aigen eingesetzt. In diesem Buch beschreibt der Augenzeuge Sandor Vandor eindringlich seine Erinnerungen an diesen Einsatz und seinen Überlebenskampf.

EINLEITUNG

In den Jahren 1944-45 verbrachte ich elf Monate als Zwangsarbeiter in einem Lager. Die letzten beiden Monate waren die schlimmsten. Wir errichteten Befestigungsanlagen für die deutsche Wehrmacht in der Nähe einer kleinen österreichischen Gemeinde: Sankt Anna am Aigen. Im Juni 2005 besuchte ich St. Anna am Aigen zum ersten Mal seit der Befreiung am 5. April 1945.

Ich verbrachte siebenundfünfzig kostbare Jahre mit Anna. In all dieser Zeit sprachen wir täglich über den Holocaust. Wir unterhielten uns über die schrecklichen Dinge, die uns die Nazis angetan hatten. Unzählige Male erwähnten wir auch die Unterstützung, die wir von manchen Menschen während der Zeit des Holocausts erfahren hatten. Aber das erlittene Unrecht war in unseren Erinnerungen so überwältigend, dass wir die guten Taten kaum sehen konnten. Die Untaten stellten die Wohltaten in den Schatten. Wir fanden einfach nicht die richtigen Worte, um das Unrecht auszudrücken. Unzählige Male erging sich Anna in Erinnerungen an eine kleine Episode und sprach von dem zusätzlichen Pullover, den ihr die SS-Lagerkommandantin, diese „brutale weibliche Bestie“, mit den Worten „du kleiner Engel“ gegeben hatte. Ich selbst erzählte unzählige Male davon, dass mir die Menschen aus St. Anna am Aigen und aus den benachbarten Dörfern Lebensmittel geschenkt hatten. Lebensmittel, die mir das Leben retteten. Ich wiederholte die Geschichte immer wieder, ohne gewahr zu werden, dass diese Menschen ein DANKESCHÖN verdienten.

Als ich in „WE COULDN'T CRY“ die Geschichte unseres Überlebens beschrieb, fügte ich in das Kapitel „ANGUISHED FACES“ die beiden folgenden Sätze ein:

„Sankt Anna am Aigen, ein kleines Dorf. Wurde mein Leben dort gerettet, um Annas Lebenspartner zu werden?“

Die zwei kurzen Sätze auf dem Bildschirm starrten mich an. Die schwarzen Buchstaben vor dem weißen Hintergrund machten mir klar, dass es Zeit war, meinen Dank und meine Anerkennung auszudrücken.

TATEN SETZEN

Anfang Jänner 2005 schrieb ich an den Bürgermeister bzw. an den Gemeinderat von Sankt Anna am Aigen, um mich für die Lebensmittel zu bedanken, die ich und meine Mitgefangenen von den Dorfbewohnern erhalten hatten.

Bürgermeister Josef Weinhandl antwortete mir mit einem herzlichen Schreiben. Daraus ging hervor, dass am 30. Jänner 2005 auf dem Kirchplatz des Dorfes eine neue mobile Gedenkskulptur enthüllt werden sollte. Diese Statue und ihre feierliche Enthüllung samt Gedenkgottesdienst waren dem Andenken an die ermordeten ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter gewidmet, die kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs in der Gemeinde und ihrer Umgebung von SS-Leuten umgebracht worden waren. Was für ein Zufall! Mein Schreiben traf 10 Tage vor dem Gedenkgottesdienst in der Gemeinde ein. Es sollte der Beginn einer regen Korrespondenz werden. Höhepunkt war meine Rückkehr nach Sankt Anna am Aigen, um den Bewohnern der Marktgemeinde und der umliegenden Dörfer persönlich meinen Dank für die mutige humanitäre Unterstützung der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter (einschließlich meiner Person) auszusprechen.

Sankt Anna am Aigen liegt im Südosten Österreichs. Im Jahr 1945 waren St. Anna/Aigen und die umliegenden kleinen Dörfer – Aigen, Klapping, Plesch, Risola, Jamm, Waltra – unabhängige Ortschaften mit einer Bevölkerung zwischen 80 und 450 Personen, je nach Größe. Heute gehören sie alle zur Marktgemeinde Sankt Anna am Aigen und deren Bevölkerung beläuft sich auf etwa 2000 Personen. Die Kirche, die Gemeindeverwaltung, die Polizei und die Freiwillige Feuerwehr befinden sich ebenso in St. Anna am Aigen wie die Volks- und Hauptschule, die Bank, das Postamt, ein Kaufhaus, eine Arztpraxis sowie weitere Geschäfte. Die Kirche liegt am südlichen, das Schulgelände am nördlichen Rand des Ortes. Die Entfernung zwischen den beiden Plätzen (weniger als 2 km) kann in einem gemütlichen Spaziergang von zehn Minuten zurückgelegt werden.

Bürgermeister Josef Weinhandl leitet seine Gemeinde tüchtig und erfolgreich in die richtige Richtung. Die Menschen mögen ihn und haben ihn mit seiner Wiederwahl belohnt. Er züchtet Holunderbeeren und ist darüber hinaus auch ein zertifizierter Weinbauer. Er ist ungefähr im selben Alter wie mein Sohn Ron, muss also Mitte der Fünfzigerjahre auf die Welt gekommen sein. Mit anderen Worten, Josef Weinhandl wurde ungefähr zehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs geboren. Er ist leidenschaftlich daran interessiert, die Wahrheit über die Beteiligung seiner Gemeinde an den Ereignissen vor sechzig Jahren aufzudecken. Das Oberkommando der Nazis plante damals den Bau von Befestigungsanlagen, um die herannahende Rote Armee aufzuhalten. Ein Abschnitt dieser Befestigungsanlagen sollte im Südosten Österreichs errichtet werden, und zwar auf einer Länge von 12 – 13 Kilometern zwischen St. Anna und Radkersburg. Dort wurden 2.500 – 3.000 jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn für die Arbeit eingesetzt. Ich war einer von ihnen. Auch die lokale Bevölkerung musste bei dieser schweren Arbeit mit anpacken. Junge und nicht mehr ganz so Junge wurden zur Verrichtung von Arbeiten eingeteilt. In diesem Bereich wurden 800 bis 1000 besonders brutale SS-Soldaten auf die Juden losgelassen. Sie ermordeten hunderte meiner Kameraden. Zehn- bis zwölfjährige Kinder aus den umliegenden Dörfern wurden Zeugen einiger dieser Gräueltaten.

Der Bürgermeister setzt alles daran, das damals Vorgefallene an die Öffentlichkeit zu bringen. Er organisierte auch den Gedenkgottesdienst am 30. Jänner. Dieser wurde auf dem Platz vor der Kirche abgehalten und von etwa 250 Menschen besucht, was einen ansehnlichen Teil der Gesamtbevölkerung darstellt. „Mobiles Erinnern“, eine dem Andenken an die ermordeten ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter gewidmete, mobile Gedenkskulptur, wurde von dem Künstler Christian Gmeiner geschaffen und in St. Anna am Aigen erstmals vorgestellt. Mehrere Würdenträger und Zeugen hielten Ansprachen. Die örtliche Blasmusikkapelle sorgte für die musikalische Umrahmung. Dieser Gedenkgottesdienst verursachte einiges an Betroffenheit und rief alte Erinnerungen wach.



1. Mobiles Erinnern

Die Nazis befahlen den Juden, auf ihrer Kleidung stets sichtbar einen sechszackigen Stern, eine Spitze direkt nach oben zeigend, zu tragen (Davidsstern). Der Künstler Christian Gmeiner schuf eine Skulptur des „Mobiles Erinnerns“, wodurch er durch ein symbolisches Objekt seine Sicht der Dinge vermittelte. Kurz gesagt: eine Stahlplatte als Basis trägt zwei gelbe Dreiecke, welche den im Original sechszackigen Stern in zwei Hälften geteilt darstellen. Der Stern wurde auch um 90 Grad gedreht, sodass die nach oben zeigende Spitze nun zur Seite zeigt. Beim Interpretieren dieser Symbole bekommt man den Eindruck, dass der Künstler die teilweise ausgelöschte jüdische Bevölkerung in einer verkehrten oder zumindest einer seitwärts gedrehten Welt zeigen möchte.

In seiner programmatischen Rede setzte sich Bürgermeister Josef Weinhandl mit Nachdruck für einen ehrlichen Blick auf die historischen Ereignisse ein.

Während der Gedenkfeier meldeten sich auch mehrere Zeugen zu Wort. Im Folgenden sind einige kurze Auszüge dieser Kommentare zu lesen, die aus Archivdaten stammen:

“Die armen abgemagerten Juden waren im Schulhaus untergebracht. Am Morgen mussten sie zum Graben gehen, wo auch ich kurze Zeit eingesetzt war. Konnte einer aus Kraftlosigkeit nicht mehr weiter, wurde er mit dem Gewehrkolben geschlagen. Es waren Männer und Frauen. Die Bevölkerung durfte ihnen nichts zu essen geben. Man hat uns

gedroht, dass wir ins Konzentrationslager kommen, wenn wir den Juden etwas zu essen geben.“

Alois Ulrich, Altbürgermeister von St. Anna

“Ich habe hinter den Baracken im Höllgraben viele tote Juden liegen gesehen. Darunter auch Menschen, die sich noch gerührt haben. Wir haben die Schüsse gehört, wenn Juden erschossen wurden. Glück hatten die, die gut getroffen wurden und tot waren. Die Erde hat sich über den manchmal erst halb toten Menschen noch tagelang bewegt.“

Frieda Neubauer

“Die Juden lagen im Schulhaus am Boden. Als Klo diente ein Brett im Freien. In das Klo im Haus durfte keiner gehen“

Maria Baumgartner

Wir waren Buben so im Alter von zwölf Jahren. Wir haben als Buben bei den Arbeiten am Panzergraben und am Laufgraben zugeschaut. Mehrere Kinder haben das gesehen – wir waren ja neugierig. Eine Menge Leute hat da gearbeitet – sicher ein paar hundert.“

Johann Weidinger

Der Bürgermeister legte mein Schreiben Franz Josef Schober, einem lokalen Historiker, vor. Dieser hat bereits einige wissenschaftliche Arbeiten über die Misshandlung von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern durch die Nazis veröffentlicht. Zurzeit arbeitet er an einem Buch über die Geschichte des Grenzlandes zwischen der Südoststeiermark und Slowenien, in dem auch die Gräueltaten beschrieben werden, die die Nazis im Zweiten Weltkrieg begingen. Unsere Email-Korrespondenz begann Mitte Februar. Es gab Zeiten, in denen wir täglich Emails austauschten. Darin beschrieb ich anschaulich und in allen Einzelheiten die Erfahrungen, die ich 1945 als Zwangsarbeiter in St. Anna gemacht hatte. So identifizierten wir historisch bedeutsame Zeitpunkte und Orte. Neben diesen umfangreichen und detaillierten Texten sandte ich Herrn Schober in Form von Email-Attachments auch geographische Skizzen zu, Pläne der in Frage stehenden Orte, die ich aus dem Gedächtnis gezeichnet hatte. Franz Josef Schober wiederum ließ mir auf dem Postweg Pläne zukommen. Auf diese Art und Weise tauschten wir unsere Erfahrungen aus.

Wir koordinierten unsere Reisepläne und legten den Zeitpunkt auf Mitte Juni 2005 fest. Im Laufe von vier Monaten, in denen wir häufig per Email kommunizierten, wurden zahlreiche historisch wichtige Fragen beantwortet und viele ungeklärte Gedanken ins Reine gebracht. Am Freitag, dem 10. Juni um 12 Uhr mittags, machte ich mich von Ventura aus auf die Reise. Ich begab mich zuerst nach Malibu, wo sich mir mein Sohn Ron anschloss. Er begleitete mich und hielt unsere Erlebnisse sorgfältig in allen Einzelheiten fest. Ich war allein nach Malibu gekommen und verließ die Stadt zu zweit, und zwar kurz nach 14 Uhr in Richtung Los Angeles International Airport. Abflug am Freitag um 17.50 Uhr nach London Heathrow. Ankunft – 8 Zeitzonen später – um 12 Uhr mittags. Umstieg und Weiterflug um 15.05 Uhr nach Wien-Schwechat. Ankunft – 1 Zeitzone später – um 18.15 Uhr Ortszeit. Wir holten unser Gepäck, passierten die Passkontrolle, nahmen uns ein Taxi und erreichten das Hotel kurz vor 20 Uhr. Mittlerweile waren 23 Stunden vergangen, doch das war die Sache wert!

Da Ron und ich gemeinsam reisten und er die täglichen Ereignisse aufzeichnete, werde ich auch ihn hier zu Wort kommen lassen (durch unterschiedliche Schriftart gekennzeichnet). Das heißt, ich werde meine Geschichte mit seiner Erzählung

verflechten, in der Hoffnung, dass dieses komplexe Werk dadurch zusätzlich an Farbe und Kontur gewinnt. Das Niederschreiben bzw. Neuschreiben der wahren Geschichte ist eine komplexe Angelegenheit. Denn die Gefühle, die sich mit lebensrettenden Ereignissen verbinden, sind, daran besteht kein Zweifel, vielschichtig und verwickelt.

Im Juni 2005 brachen wir, mein Vater Sandor Vandor (ich nenne ihn „Apu“) und ich, zu einer bemerkenswerten Reise auf, hin zu einem Ort, an dem ein bemerkenswerter Teil unserer Familiengeschichte stattgefunden hat: St. Anna am Aigen – eine friedliche, kleine Marktgemeinde in Österreich, nahe der slowenischen Grenze gelegen. Ohne die außergewöhnliche Güte und Großzügigkeit der Bevölkerung von St. Anna hätte Apu den Zweiten Weltkrieg wahrscheinlich nicht überlebt. Mit anderen Worten, ohne die Güte dieser Menschen gäbe es uns heute nicht.

DIE HINTERGRÜNDE

Es folgt eine kurze Beschreibung der Hintergründe (detaillierter erzählt in Apus Memoiren):

Während des Zweiten Weltkriegs wurde Apu in die ungarische Armee eingezogen und zur Arbeit in einem Arbeitsbataillon gezwungen (Juden war es nicht gestattet, Waffen zu tragen). Gegen Ende des Jahres 1944 wurde er ausgesondert und einer Gruppe von ungefähr 150 jüdischen Zwangsarbeitern zugeteilt, die einen Marschbefehl an die österreichische Grenze erhielten. Dort angekommen, wurden die Arbeiter dem deutschen Kommando übergeben. Sie wurden nach St. Anna am Aigen verlegt und in einem Lager untergebracht. Jeden Tag mussten sie auf Befehl der deutschen Soldaten zu ihrer Arbeitsstelle marschieren, wo sie ein massives Panzergrabensystem ausheben mussten. Die Deutschen errichteten damals Verteidigungsanlagen entlang der österreichischen Grenze, um den Vormarsch der russischen Kräfte zu verlangsamen oder vollständig aufzuhalten. Mein Vater lebte von Ende Jänner bis Anfang April 1945 in diesem Lager und arbeitete an der Errichtung des Grabensystems mit.

Die Arbeit war hart, das Essen armselig. Das Frühstück bestand aus einem Stück Brot und einer braunen Flüssigkeit, die „Kaffee“ genannt wurde. Mittagessen gab es keines. Zum Abendessen gab es eine Schale mit einer Flüssigkeit darin, die als „Suppe“ bezeichnet wurde. Meinem Vater wurde schnell klar, dass er, sollte es ihm nicht gelingen, zusätzliches Essen aufzutreiben, schwach und krank werden und sehr wahrscheinlich verhungern würde.

Der Tagesablauf sah folgendermaßen aus: Aufstehen, Frühstück, Antreten im Hof, Durchzählen und Abmarsch zur Arbeit, begleitet von Soldaten. Dort angekommen erfuhren die Zwangsarbeiter, die in Gruppen zu je zehn Personen eingeteilt waren, wie viel sie an diesem Tag zu leisten hatten. Während der Arbeit waren sie im Wesentlichen unbewacht. Nach Erledigung ihres Pensums durften sie in die Baracke zurückkehren. Je schneller sie fertig waren, desto schneller konnten sie zurück, um sich auszuruhen. Sie durften ohne Beaufsichtigung heimmarschieren, mussten sich jedoch zurückmelden und wurden durchgezählt, um sicherzustellen, dass auch alle heimgekehrt waren. Beendete eine Gruppe ihre Arbeit frühzeitig, hatten die Arbeiter, nachdem sie sich zurückgemeldet hatten, vor dem Abendessen etwas freie Zeit zur Verfügung.

Nun drängt sich natürlich die Frage auf, warum die Arbeiter, die doch während des Tages unbeaufsichtigt waren und alleine in das Lager zurückgehen durften, nicht versuchten zu fliehen? Mein Vater meint dazu, dass es sicherer war, im Lager zu bleiben. Als Zwangsarbeiter verfügten

sie über eine Unterkunft und erhielten zumindest minimale Essensrationen. Hätte man sie beim Herumwandern erwischt, wären sie sofort erschossen worden. Wohin sollten sie auch fliehen? Wer würde ihnen zu Hilfe kommen? Ein Fluchtversuch hätte zu viele Risiken mit sich gebracht.

Eines Tages bemerkte mein Vater auf dem Weg zur Arbeit mehrere Lebensmittelpakete am Straßenrand. Er erwischte keines, da es zu viele Arbeiter und zu wenige Pakete gab. Aber er sah darin ein Zeichen für die freundliche Gesinnung der lokalen Bevölkerung. Und so suchten mein Vater und einer seiner Kameraden eines Abends, nachdem sie in die Baracke heimgekehrt waren und sich zurückgemeldet hatten, eine Ecke der Anlage auf, die die Wachtposten nicht einsehen konnten. Dort sprangen sie über den Zaun und liefen ins nächstgelegene Dorf. Sie klopfen an eine Tür und baten um Lebensmittel. Und tatsächlich wurden sie mit Essen versorgt. Es gelang ihnen, vor Einbruch der Dunkelheit in das Lager zurückzuschleichen.

In der Folge stahlen sich mein Vater und sein Freund von Zeit zu Zeit aus dem Lager, um sich Essen zu beschaffen. Nicht jeden Tag, aber alle paar Tage. Sie suchten nie den gleichen Ort zweimal auf, sondern gingen jedes Mal in das nächste nahegelegene Dorf. Meistens erhielten sie Äpfel (die in dieser Region reichlich verfügbar waren und es offenbar auch heute noch sind). Mein Vater tauschte diese Äpfel bei ukrainischen Arbeitern gegen Tabak ein (den er besser in seiner Tasche verstecken und der ihm in der Nacht weniger leicht gestohlen werden konnte). In den folgenden Tagen tauschte er bei den Ukrainern etwas von dem Tabak gegen zusätzliche Suppenrationen ein. Hatte er keinen Tabak mehr, schlich er sich gemeinsam mit seinem Kameraden wieder hinaus, um sich weitere Äpfel zu besorgen. Auch die Ukrainer waren Zwangsarbeiter. Da sie jedoch keine Juden waren, wurden sie von den Deutschen etwas besser behandelt. Die Ukrainer kontrollierten die Zuteilung der Mahlzeiten an die Juden. Die Suppe, die mein Vater als normale Ration erhielt, bestand nur aus Flüssigkeit. Doch die Suppe, die er gegen seine Äpfel und gegen seinen Tabak eintauschen konnte, enthielt Kohl- und Kartoffelstücke. Sie stammte aus dem unteren Teil des Kochtopfes. Die Ukrainer hatten Verbindungen zur Küche und aßen die Suppe aus der unteren Topfhälfte, während die Juden normalerweise nur die Flüssigkeit aus dem oberen Teil erhielten.

Jedes Mal, wenn sich mein Vater und sein Freund aus dem Lager fortstahlen, setzten sie ihr Leben und das Leben der guten Seelen aufs Spiel, die ihnen halfen. Wäre Apu von den deutschen Soldaten erwischt worden, sie hätten ihn höchstwahrscheinlich erschossen. Und da es verboten war, Juden zu helfen, wären wahrscheinlich auch ihre Helfer in den Dörfern ermordet worden, hätte man sie geschnappt. Erstaunlicherweise versorgten die Bewohner von St. Anna meinen Vater nicht nur mit Essen, es wurde auch nicht über Hilfesuchende „getratscht“. Niemand verriet sie. Man hatte sich stillschweigend verschworen, den Juden zu helfen. Apu ist überzeugt davon, dass er diesen herzensguten Menschen sein Leben verdankt. Und nun, 60 Jahre später, hat er beschlossen, dass es Zeit für ein Dankeschön ist.

KONTAKT

Obwohl er 80 Jahre alt ist, kennt sich mein Vater mit dem Internet ziemlich gut aus. Er geht online und „googelt“ St. Anna am Aigen. Und – oh Wunder der modernen Technik – diese kleine Gemeinde mit weniger als 2.000 Einwohnern hat gerade ihre eigene Homepage ins Netz gestellt, dem fortschrittlichen Bürgermeister des Ortes sei Dank. Mein Vater schickt ein Email an den Bürgermeister.

Einige Tage später kontaktiert ihn ein gewisser Franz Josef Schober, der im Nebenberuf als Lokalhistoriker tätig ist. Nach dem Austausch von weiteren Emails erhält mein Vater einen Brief des Bürgermeisters, der ihn zu einem Besuch nach St. Anna am Aigen einlädt. Wir beginnen mit der Planung der Reise.

SAMSTAG, 11. JUNI

Der erste Eindruck von Wien: eine Reise zurück in vergangene Zeiten. Wien ist eine sehr alte Stadt und das sieht man schon an den Gebäuden. Überall liegt viel Staub und Ruß herum. Aber man hat auch das Gefühl, von sehr viel Geschichte umgeben zu sein. Unserem Hotel gegenüber steht eine alte Kirche, die von Baugerüsten eingerahmt ist. Die eine Hälfte des Gebäudes ist pechschwarz, die andere blütenweiß. Die weiße Hälfte ist gerade gesäubert worden. Die schwarze Hälfte hingegen zeigt die Spuren jahrelanger Luftverschmutzung. Keine Ahnung, wann die Kirche das letzte Mal gereinigt wurde.

Wir kommen im Hotel Regina an. Es handelt sich um ein altes, aber nichtsdestotrotz entzückendes Hotel – eines von dreien, die seit Anfang des 20. Jahrhunderts von der Familie Kremslehner betrieben werden. In einem der Salons hängen Familienfotos. Unser Zimmer ist klein und gemütlich, nur das Licht ist überall düster. Offensichtlich ist der Strom hier teuer. Wann das Hotel zum letzten Mal hergerichtet wurde, ist unklar. Aber es scheint so, als seien bei der letzten Renovierung die Sanitäreinrichtungen in die Gästezimmer eingebaut worden, wobei letztere einfach entsprechend verkleinert wurden.

SONNTAG, 12. JUNI

Am Nachmittag steigen wir am Wiener Südbahnhof in den Zug, der uns von Wien nach Graz bringen wird. In Graz werden wir in einen Lokalzug nach Fehring umsteigen. Die Fahrt dauert nahezu vier Stunden. Österreich ist kein kleines Land, aber man kann mit dem Zug in wenigen Stunden von einem Ende zum anderen reisen. Im Vergleich dazu würde die Zugfahrt von New York nach LA eine Woche benötigen! Der Blick aus dem Zugfenster zeigt idyllische Dörfer. Ein Bauernhof löst den anderen ab. Grün, soweit das Auge reicht. Die schönen Häuser wirken, als würden sie direkt aus *The Sound Of Music* stammen. Der Zug klettert einen Berg hinauf und wir stellen uns vor, wie das Ganze im Winter bei Schnee aussehen würde.

In Fehring treffen wir auf Herrn Schober, der uns nach St. Anna am Aigen bringt, das etwa 25 Minuten entfernt liegt. Dort beginnen wir unverzüglich unsere Reise in die Geschichte.

In St. Anna fuhr uns Herr Schober direkt zum alten Schulhaus. Mir erschien das Gebäude vollkommen fremd. Ich konnte mich nicht erinnern, es jemals zuvor gesehen zu haben. Man sagte mir, das Haus sei im Laufe der Jahre etwas restauriert und regelmäßig instand gehalten worden und das würde vermutlich zu meiner Verwirrung beitragen. Sechzig Jahre lang hatte ich in dem Glauben gelebt, unsere Unterkunft sei im Schulgebäude gewesen. Und es gibt auch umfassende Dokumente in Archiven, die darauf hinweisen, dass ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter im Schulgebäude untergebracht waren. Ich erinnerte mich an ein einstöckiges Haus und dieses Gebäude hier umfasste zwei Stockwerke. Ich hatte meine Zweifel. Waren wir im richtigen Dorf? Waren wir im richtigen Land? Waren wir im richtigen Universum? Oder war das Ganze nur ein Alptraum? Ein teuflischer Trick? Oder einfach eine Fata Morgana?

ERSTER STOPP

Das alte Schulhaus ist ein wichtiges Gebäude, da Apu während seiner Zeit in St. Anna vermutlich dort untergebracht war. Apu erinnert sich, dass ihm gesagt wurde, das Lager sei zugleich das Schulgebäude. Auch die Dorfbewohner wissen, dass das Schulhaus von den Deutschen beschlagnahmt und als Unterkunft für Zwangsarbeiter verwendet wurde. Das sind Tatsachen. Nach unserer Ankunft dort sehen wir uns um. Anfangs akzeptiert mein Vater, dass dies der Ort seiner Gefangenschaft war. Aber dann tauchen Unstimmigkeiten auf, manche Aspekte des Gebäudes und der umgebenden Landschaft stimmen nicht mit seinen Erinnerungen überein. Aber in 60 Jahren kann sich natürlich viel verändern.

Dann bringt man uns zum Haus der Familie Schäfmann. Dort werden wir die nächste Woche über wohnen. In St. Anna gibt es nämlich keine Hotels, dafür aber eine Reihe von „Pensionen“. Darunter sind Privathäuser zu verstehen, die ein Gästezimmer vermieten. Eine Tafel außerhalb des Schäfmann-Hauses verkündet: Zimmer. Wie man uns sagt, bedeutet dies, dass hier Zimmer vermietet werden. Die Familie Schäfmann hat einen Raum im Obergeschoss mit einem eigenen Bad ausgestattet. Das Ganze wirkt ziemlich gemütlich. Kurze Zeit später lernen wir Bürgermeister Josef Weinhandl sowie seine Frau Elisabeth und seine zwölfjährige Tochter Stefanie kennen. Wir sitzen am Küchentisch und unterhalten uns, wobei Elisabeth Schober die Dolmetscherin ist. Wie sich herausstellt, spricht auch Frau Weinhandl ziemlich gut Englisch, was sich später als äußerst nützlich erweisen wird.

Man serviert Wein, der in der Gegend produziert wird. Es handelt sich um den „Hauswein“ der Schäfmanns, den die Familie im eigenen Weingarten anbaut. Es ist ein Riesling, den Apu (der sich mit Wein ein bisschen auskennt) als ziemlich gut bezeichnet. St. Anna liegt in einer landwirtschaftlichen Region, wo Weintrauben mittlerweile zu den wichtigsten landwirtschaftlichen Produkten zählen. Die Weine, die in der Region erzeugt werden, bilden einen wesentlichen Teil der lokalen Wirtschaft. Man findet mehrere Weingärten mit angeschlossener Buschenschank, wo Wein verkostet werden kann. Weinverkostungen sind auch in einem Geschäft im Ortszentrum möglich, in der so genannten Vinothek, wo Weine aus der ganzen Steiermark erhältlich sind. Man erklärt uns, dass am Wochenende eigens zu diesem Zweck Touristen anreisen. Sie sitzen in der Vinothek, essen eine Kleinigkeit und verkosten Weine aus der Region und darüber hinaus. Und tatsächlich sollten wir viele dieser Besucher sehen, die Kisten voller Wein nach Hause mitnahmen.

Der Bürgermeister erzählt uns, dass wir Ehrengäste der Marktgemeinde sind und dass man die Kosten für unsere Unterkunft tragen wird. Wie sich herausstellen wird, kommen die freundlichen Menschen in St. Anna, die kein Geld von uns nehmen wollen, auch für die meisten unserer Mahlzeiten auf.

Das Abendessen findet im nahe gelegenen Gasthaus Wolf statt, in einer der beiden Gaststätten, die geöffnet haben. Beide stellen eine Mischung aus Esslokal und Kneipe dar, ihre Speisekarten unterscheiden sich kaum. Gebratenes oder gegrilltes Fleisch, Erdäpfel, Gemüse, Salat. Österreich ist für sein Wiener Schnitzel berühmt und Schnitzel spielen auch auf der Speisekarte eine wichtige Rolle.

Nach dem Abendessen, vor Einbrechen der Dunkelheit, unternehmen Apu und ich einen ruhigen Spaziergang. Die Straßen liegen vollkommen verlassen da. Es scheint, als würden sich hier nach 18 Uhr Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

MONTAG, 13. JUNI

Was für ein Tag!

Nach dem Frühstück im Hause Schäfmann machen Vater und ich einen ruhigen Spaziergang durch den Ort. Wir schlendern eine Straße entlang, die wohl die Hauptstraße von St. Anna darstellt: Auf einer Länge von nur etwa 400 Metern findet man das Postamt (das zugleich auch als lokales Fernmeldeamt fungiert), eine Bank, eine kleine Polizeidienststelle (die offenbar nur über ein einziges Fahrzeug verfügt), eine Gaststätte, ein Kaufhaus und ein Schuhgeschäft (über das Kaufhaus werden wir später noch mehr erfahren). Schließlich gelangen wir zum alten Schulgebäude, das nur wenige Schritte von der Kirche entfernt ist. Das (mittlerweile leerstehende) Schulhaus besteht aus zwei Stockwerken. Mein Vater hingegen ist sich sicher, dass das Lager, in dem er gefangen gehalten wurde, einstöckig war. Rund um das Schulgebäude befindet sich ein kleiner Hof. Mein Vater fragt, wie hier Tag für Tag 150 Mann Platz zum Antreten und Durchzählen gefunden haben sollen? Die Kirche auf der anderen Straßenseite steht seit vielen hundert Jahren hier. Mit ihrem hochaufragenden Turm ist sie das auffälligste Gebäude des Ortes. Doch in Apus Erinnerungen befand sich die Kirche keineswegs direkt neben dem Lager. Nach weiteren Überlegungen und Beobachtungen erklärt Apu, überzeugt zu sein, dass dies nicht der Platz ist, an dem er untergebracht war. Später können wir einen Blick in das Innere des Schulhauses werfen, was Apu endgültig in seiner Ansicht bestätigt, dass es sich nicht um den gesuchten Ort handelt. Wir stehen vor einem Rätsel: Wo befand sich das Lager, in dem Apu gefangen war?

Gestern (Sonntag) Nachmittag, nachdem wir in St. Anna angekommen waren, galt unser erster Besuch dem alten Schulhaus. Ich hatte meine Zweifel und wusste nicht, was ich von der Sache halten sollte. Nach einer erholsamen Nacht und einem ausgiebigen Frühstück spazierten Ron und ich noch einmal zum Schulhof, um einen zweiten Blick darauf zu werfen.

Der wichtigste Grund für unseren Besuch in Sankt Anna am Aigen war mein Wunsch, den Einheimischen meinen Dank dafür auszusprechen, dass ihre Mütter und Tanten den deutschen Gesetzen zum Trotz die hungernden ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter, darunter auch mich und meinen Freund und Kameraden Gyuri, mit Essen versorgt hatten. Dass sie mir mit dieser mutigen Haltung das Leben gerettet hatten, indem sie mir ausreichend Lebensmittel zusteckten, so dass ich den Tag der Befreiung erleben durfte.

Als Ron und ich das alte Schulgebäude zum zweiten Mal besichtigten, sah ich mir alles ganz genau an. Meine Erinnerungen waren klar und deutlich. Schließlich war in St. Anna mein Leben gerettet worden. Es leuchtet ein, dass ein so einzigartiges Ereignis – das eigene Überleben – mit allen Einzelheiten im Gedächtnis gespeichert wird. Ich sah mich also um, doch das Wiedererkennen blieb aus. Die beiden Stockwerke passten einfach nicht. Das Gebäude hatte nicht die L-Form, an die ich mich erinnerte. Auch die umliegende Landschaft war völlig anders beschaffen. Nach relativ kurzer Zeit konnte ich mit Sicherheit sagen, dass dies nicht der Ort meiner Unterbringung gewesen war. Ich war niemals zuvor hier gewesen.

St. Anna liegt auf einem kleinen Plateau auf einer Hügelkuppe. Auf der Rückseite unseres eingezäunten Lagers – Richtung Osten – fiel der Hügel weiter ab. Einmal erwog ich, über die Rückseite des Maschendrahtzaunes zu klettern, der unseren Hof umgab,

weil diese vor Blicken weitgehend sicher war. Aber wir verwarfen diese Idee wieder, da wir das Gefühl hatten, der Hang sei zu steil. Hier, im Hinterhof der alten Schule, war anstelle eines Abhangs eine 45 bis 60 cm breite, steinerne Böschungsmauer, die den Hang hielt und etwa 250 cm bis zur nächsten Ebene abfiel. Diese Mauer war keineswegs neu. Ihrem Aussehen nach würde man schätzen, dass sie vor mindestens 100, vielleicht sogar 200 Jahren errichtet worden war. Die Dinge passten nicht zusammen. Sechzig Jahre lang hatte ich in dem Glauben gelebt, wir wären im Schulhaus einquartiert gewesen, in umfunktionierten Klassenzimmern. Doch ich war nie hier gewesen! Wo also befand sich das Gebäude, wo wir gelebt hatten, unser „Zuhause“ in St. Anna?

Das Pfarrhaus, das angrenzende Gebäude im Süden des alten Schulhofs, hatte ebenfalls zwei Stockwerke. Zwischen dem Schulhof und dem Pfarrhaus gab es nicht genügend Platz für einen Maschendrahtzaun. Aber gerade dieser spielte in meiner Geschichte die Hauptrolle. Wenn es keinen Zaun gab, worüber waren wir dann geklettert? Somit stand fest, dass ich nie in diesem Gebäude gelebt hatte.

Wir kehren zum Haus der Schäfmanns zurück. Es ist kurz vor 9 Uhr morgens -- Rushhour in St. Anna am Aigen. Doch es gibt keinen Verkehr. Nur ab und zu fährt ein Auto oder Lieferwagen vorbei. Was für ein ruhiger und friedlicher Ort.

Während unseres Spaziergangs sehen wir keine Menschenseele. Doch ganz offensichtlich sieht man uns. Denn später, als wir von der Frau des Bürgermeisters abgeholt werden, fragt uns Frau Weinhandl, wie uns denn der Ausflug gefallen habe! Irgendwie hat sich die Nachricht, dass zwei Fremde durch den Ort wandern, innerhalb von wenigen Minuten, um nicht zu sagen Sekunden, bis zu ihr herumgesprochen. So ist das in einem kleinen Ort, nichts bleibt geheim. Meinem Vater wird klar, dass die Dorfbewohner ihn und seinen Kameraden bemerkt haben mussten, als sie sich auf der Suche nach Essen aus dem Lager schlichen. Doch keiner verriet sie! Die Dorfbewohner waren voll informiert, hielten die Sache aber vor den Nazi-Sympathisanten geheim.

Der Bürgermeister legte das Tagesprogramm fest. Als Kenner der lokalen Gegebenheiten organisierte er den Ablauf sehr geschickt. Der erste Programmpunkt bestand in einem Besuch in der örtlichen Volks- und Hauptschule. Ich hatte ursprünglich geplant, vor dem Gemeinderat aufzutreten und mich während der Gemeinderatssitzung an die gewählten Vertreter der örtlichen Bevölkerung zu wenden. Ich wollte ihnen für die Wohltaten danken, die die Menschen hier meinen Kameraden und mir im Jahr 1945 hatten angedeihen lassen. Doch der Bürgermeister hatte sich eine andere tolle Sache für mich ausgedacht: Ich sollte mehrere Schulklassen der Hauptschule besuchen und den Schülern während des Geschichtsunterrichts von meinen Erfahrungen erzählen. Eine wirklich überzeugende, brillante Idee

9 Uhr. Man bringt uns zur Hauptschule, wo wir auf den Bürgermeister treffen. Wir lernen den Direktor der Schule sowie vier Lehrer kennen, die Englisch sprechen. Sie zeigen uns eine von den Schülern gestaltete Arbeit, die auf einer Tafel stolz die Geschichte von Sandor Vandor erzählt. Als wir ankommen, höre ich einige Kinder flüstern: „Das muss Sandor Vandor sein!“ Mein Vater als Rockstar! Sie wissen offensichtlich genau, wer er ist. Wir werden wie Ehrengäste behandelt. Apu hält vor zwei Schulklassen der 8. Schulstufe eine Rede. Die Schüler sind 14 Jahre alt, gleich alt wie mein Sohn Jacob, und nur 5 Jahre jünger als Apu zu der Zeit, als er hier gefangen war. Die Kinder hören aufmerksam und höflich zu und stellen gute Fragen. Wir treffen eine Lehrerin, deren Mutter 85 Jahre alt ist. Im Jahr 1945 war Frau Maria Lackner 25 und sie kann sich daran erinnern, den Zwangsarbeitern Brot und Äpfel geschenkt zu haben. Ihre Geschichte ist, neben der meines Vaters, ebenfalls auf der Tafel dargestellt. Wir hoffen, sie kennen lernen zu können.

Wir fahren also zur Schule, zur „neuen“ Schule. Die Anlage ist sehr groß und scheint weit über den Bedarf eines kleinen Dorfes hinauszugehen. Der Eingang befindet sich in der Mitte zwischen den zwei Gebäudeflügeln. Die Verwaltungsbüros sind ebenfalls in der Mitte angesiedelt. Rechter Hand befinden sich die Korridore und Klassenzimmer der Volksschule (1. – 4. Klasse). Die Korridore und Klassenzimmer der Hauptschule (in den USA 4. – 8. Schulstufe, hier 1. – 4. Klasse Hauptschule) liegen im linken Flügel des Gebäudes. Überall auf dem Schulgelände fallen Sauberkeit und Ordnung ins Auge. In einer solchen Umgebung zu lernen muss ein wahres Vergnügen sein.

Zu Beginn wurden wir mit den Direktoren und Lehrern bekannt gemacht. Es gibt hier übrigens zwei Direktoren mit zwei Lehrkörpern. Ein Lehrkörper ist für die Volksschule, der andere für die Hauptschule zuständig. Man wusste von unserem Aufenthalt im Ort und auch, warum wir gekommen waren. Unterstützt von ihren Lehrern hatten die Schüler Vorbereitungen getroffen, um uns willkommen zu heißen. Sie hatten im Gang des Hauptschulflügels, der die Klassenzimmer miteinander verbindet, eine Ausstellung mit drei großen Staffeleien aufgebaut, die von meinem Besuch und den dazugehörigen historischen Tatsachen handelte. Gemeinsam mit Lehrern und Schülern inspizierten wir die Ausstellung in überschaubaren Kleingruppen. Kurze Zeit später hielt ich im Rahmen des Geschichtsunterrichts vor zwei verschiedenen Klassen der 8. Schulstufe meine „Dankesrede“ (Alter der Schüler: 14 Jahre). In jeder der beiden Klassen waren etwa 20 Schüler. Ich dankte dieser neuen Generation für die guten Taten ihrer Großmütter, Urgroßmütter und Großtanten. Für die Schüler war es eine Lernerfahrung, wie sie sich nur sehr selten ergibt. Und für mich war es ein ganz besonderes, unbeschreibliches Erlebnis. Mein Erscheinen vor dem Gemeinderat wäre eine sorgfältig geplante, formelle Veranstaltung gewesen. Doch mein Auftritt vor diesen jungen Menschen, die sich noch in ihrer Entwicklung befanden, war alles andere als formell. Es handelte sich um eine intensive, sehr persönliche Begegnung zwischen einer Gruppe von jungen Menschen und mir. Sie hinterließen einen unauslöschlichen Eindruck bei mir und ich denke, dass auch ich sie stark beeindruckt habe. Aus einer Zeit, die sechzig Jahre zurücklag, aus einer schwierigen Periode der lokalen Geschichte, tauchte plötzlich jemand aus Fleisch und Blut an ihrer Schule auf und legte Zeugnis ab vom Mut und von den hohen moralischen Grundsätzen ihrer Vorfahren. IN SANKT ANNA AM AIGEN WURDE MEIN LEBEN GERETTET. Die Schüler hörten gespannt zu und stellten anschließend ausgezeichnete, lebhaftige Fragen.

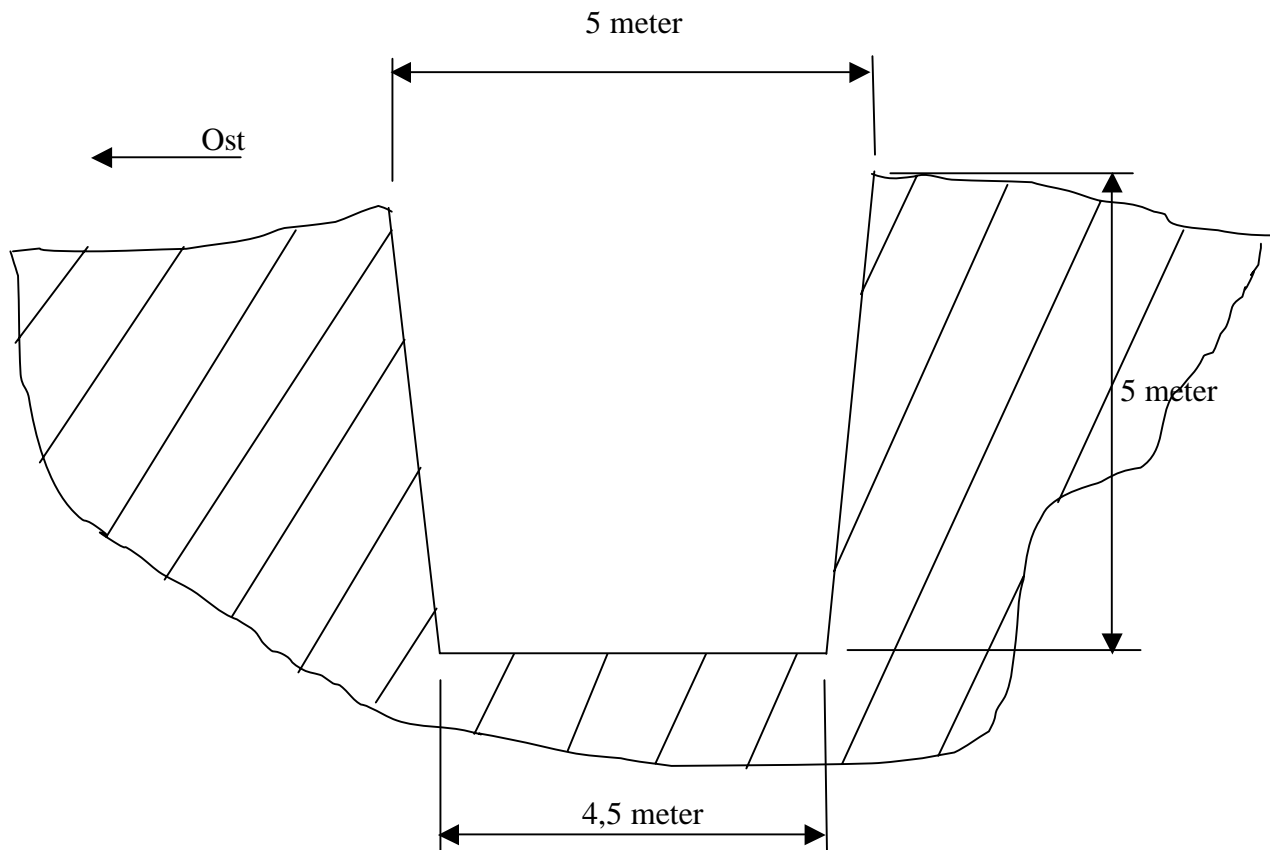
Nach unserem Besuch in der Schule verkündet mein Vater:

”Mission erfüllt!“

Wir sind nach St. Anna gekommen, um danke zu sagen, und diese Aufgabe haben wir erfüllt. Apu hat mehreren Schülergruppen von den Heldentaten ihrer Großmütter und Großtanten erzählt. Er hat die Geschichte an eine neue Generation weitergegeben, um sie so vor dem Vergessen zu bewahren. An einem einzigen Vormittag haben wir das wichtigste Ziel unserer Reise erreicht. Mein Vater ist überglücklich.

Der Bürgermeister und seine Frau bringen uns zum Gasthaus Wolf zum Mittagessen, das in diesem Teil der Welt die Hauptmahlzeit darstellt. Die Geschäfte sperren zeitig auf (üblicherweise um 8.30 Uhr), sind zwischen 12 Uhr mittags und 3 Uhr nachmittags geschlossen und öffnen wieder für die Zeit von 15 Uhr – 18 Uhr. Die Leute gönnen sich zu Mittag eine umfangreiche Mahlzeit und legen dann eine Ruhepause ein. Das Abendessen hingegen besteht meist aus einem leichteren Gericht.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen mit dem Bürgermeister und seiner Frau (die nun fürs Dolmetschen zuständig ist) gehen wir auf Entdeckungsreise. Wir sehen uns an, was von den Panzergräben noch übrig ist, die während des Krieges ausgehoben wurden. Teile davon existieren noch immer, es sind tiefe Rinnen, die sich durch die Wälder und Felder ziehen. Wir erfahren, dass auch die lokale Bevölkerung dazu genötigt wurde, sich am Bau der Gräben zu beteiligen. Mein Vater kann sich an Dorfbewohner erinnern, die parallel zu ihm eine Straße entlanggingen und landwirtschaftliche Geräte trugen. Er dachte stets, dass sie zur Arbeit auf den Feldern unterwegs waren. Nun wissen wir, dass auch sie zur Mitarbeit an den Panzergräben gezwungen wurden. In der Tat waren auch sie Sklaven. Wir werden, ebenfalls mit Unterstützung des Bürgermeisters, auch den Ort ausfindig machen, an dem Apu die letzten Kriegstage verbracht zu haben glaubt. Die Einheimischen nennen ihn „Granitbaracke“.



Querschnitt des Panzergrabens, den wir anlegen mussten.
Blick in Richtung Süden

Den Aufzeichnungen im Archiv zufolge - und nach Herrn Schobers Berechnungen - betrug die Länge des von uns geschaffenen Panzergrabens etwa 1800 m. Diese Zahl passt zu der Menge an Erde, die wir bewegen mussten. Die Skizze oben zeigt einen Querschnitt des Grabens. Im Februar und März, bei winterlichen Bodenbedingungen also, musste eine Gruppe von zehn Zwangsarbeitern pro Tag einen Meter Graben fertig stellen. Für die Errichtung dieses Abschnitts brauchten wir sechzig Tage.

Im Laufe von sechzig Jahren hat sich der Boden erholt und nur ein kurzes, teilweise wieder aufgefülltes Teilstück blieb zur Erinnerung bestehen, festgehalten für die Zukunft auf dem folgenden Foto.



2. Die Kamera blickt Richtung Süden

Ich kletterte aus freien Stücken in den Graben. Es fühlte sich anders an als im Jahr 1945, als wir beim Bau die ganze Erde hinausschaffen mussten. Ich fühlte mich frei.

Gemeinsam mit dem Bürgermeister und seiner Frau erkunden wir den Platz, an dem die "Krankenbaracke" stand. Es gibt im Wesentlichen zwei Orte, an denen Baracken zu finden waren: Einer davon wird "Höll" genannt, der andere heißt "Schuffergraben". Die Granitbaracke lag im Bereich des Schuffergrabens. Man zeigt uns mehrere Stellen, wo von der einheimischen Bevölkerung Massengräber entdeckt wurden. Heute wächst auf diesen Feldern, die so nah an der Grenze zum heutigen Slowenien liegen, Mais. Wir fahren zur Grenze, die größtenteils unbewacht ist, und überqueren sie ungehindert. Als wir einige Tage später noch einmal an der Stelle vorbeikommen, bemerken wir Wachtposten. Die Kontrolle der Grenze findet hier mit Unterbrechungen statt. Freiheit ist in diesem Winkel der Erde... eine sporadische Angelegenheit.

In einem der Maisfelder hebt der Bürgermeister einen roten Ziegelstein auf. Er erklärt, dass der Pflug jedes Mal beim Umgraben ein oder zwei solcher Steine ans Tageslicht befördert. Der Ziegelstein stammt angeblich vom Fundament einer der Krankenbaracken, vielleicht von jener, in der mein Vater lag, vielleicht auch nicht. Sicher ist jedoch, dass er von einem der Gebäude herrührt, die die Deutschen zum damaligen Zeitpunkt in Verwendung hatten. Aufgrund des Steinfundaments sprachen die Ortsansässigen von der "Granitbaracke". Wir brechen ein Stück des Ziegels ab, um es mit nach Hause zu nehmen.

Hier in den Maisfeldern wurde mir bewusst, dass die Krankenbaracke mit der so genannten Granitbaracke identisch war. Wir erfuhren auch, dass am Tag der Befreiung spätnachmittags das größere, blaue Gebäude gesprengt und dem Erdboden gleichgemacht wurde, die Holzbauten wurden in Brand gesetzt. Die Flammen waren am frühen Abend zu sehen und der Rauch, der Geruch der brennenden Gebäude, machte sich in Aigen, das weniger als 2 km entfernt liegt, stark bemerkbar.

Hier in den Maisfeldern erinnerte ich mich an die Ereignisse, die mich in die "Granitbaracke" brachten.

Gegen Ende März 1945 erkrankten etwa 40 von uns an Flecktyphus, wir wurden vom Rest des Trupps getrennt und marschierten zu einer anderen Baracke außerhalb von St. Anna am Aigen. Wir gingen zu Fuß und jeder von uns hatte einen Kumpel, einen oder zwei Kameraden, die uns halfen, unser Ziel zu erreichen. Gyuri war mein Kumpel, mein Kamerad, der mir half. (Für zusätzliche Details lesen Sie bitte das Kapitel mit dem Titel GYURI). Südlich des Dorfes, in einiger Entfernung, kamen wir zu einem Lager, das zum Großteil aus Holzbaracken bestand. Sie standen leer und wir, die Kranken, wurden die neuen Bewohner. Die Baracken waren bereits zuvor benutzt worden, befanden sich jedoch in einem ordentlichen Zustand, als wir einzogen. Wir wussten nicht, wer zuvor dort gewesen war. Wir waren dort hingebracht worden, um zu sterben. Wir wurden weder bewacht noch beaufsichtigt (das war im Übrigen auch nicht notwendig, wir wären gar nicht in der Lage gewesen, wegzulaufen), wir wurden auch nicht ärztlich versorgt und erhielten nichts zu essen. Ich erinnere mich, einmal ein Stück schimmeliges Brot geröstet und gegessen zu haben. Ich weiß nicht, woher ich das Brot hatte. Ich kann mich auch nicht erinnern, wer das Feuer in dem kleinen bauchigen Eisenofen unterhielt. Und ebenso wenig weiß ich, von wem die Leichen regelmäßig entfernt wurden. Rund um mich herum starben die Menschen.

Ich erinnere mich jedoch lebhaft, dass ich am späten Nachmittag des 4. April, während ich auf dem Stockbett lag und aus dem Fenster blickte, einen deutschen Soldaten beim Aufstellen eines Maschinengewehrs auf dem "Exerzierplatz" beobachtete. Ich wusste, das Maschinengewehr würde auf uns, die kranken jüdischen Zwangsarbeiter, gerichtet werden. Damals berührte mich das überhaupt nicht. Dann kam ein anderer Soldat auf einem Fahrrad, die beiden unterhielten sich kurz und anschließend packte der erste Soldat sein Maschinengewehr wieder ein und beide verließen eilig den Ort. Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass wir von der Roten Armee befreit worden waren. Meine Befreiung fand in völliger Stille statt. Niemand sagte uns, dass wir frei waren. Keine Menschenseele kam zu uns und informierte uns. Andererseits, unser Lager bestand aus ein paar Holzbaracken mit einer Reihe von Leichen darin. Zudem lagen einige Menschen im Sterben und hatten nur noch wenige Minuten oder Stunden zu leben. Vielleicht 6 oder 7 von uns waren noch am Leben. Gerade noch am Leben. Die Rote Armee hatte unser Lager entweder in der Nacht oder am frühen Morgen des 5. April passiert. Sie tat das, ohne einen einzigen Schuss abzufeuern. Am Morgen stand ich auf, wie auch an den Tagen zuvor. Ging nach draußen. Und in einiger Entfernung, nahe der Straße, sah ich russische Soldaten vorbeisicheln. Es muss ungefähr zwischen 7 und 8 Uhr morgens gewesen sein. Ich informierte die anderen von dieser neuen Entwicklung. Ich musste mich aufraffen und losmarschieren. Nach Hause gehen! Ich durfte keine Zeit mehr verlieren! Unverzüglich stellte ich eine kleine Gruppe von 5 Kameraden zusammen und verließ die Krankenstation Richtung Osten, Richtung Ungarn.

Ich sagte: gerade noch am Leben. Zehn Tage später, am 15. April, traf ich meinen Vater und dieser beschrieb unser Wiedersehen in seinem Buch "Amerikai Üzenetek" wie folgt:

"...Und ein sieches, erschreckend mageres, zitterndes Skelett schwankte auf mich zu: mein Sohn!"

Hier in den Maisfeldern überreichte uns der Bürgermeister einen Ziegelstein. Einen von vielen, die dort herumlagen. Einen Ziegelstein, ein handfestes Beweisstück für die Granitbaracke. Und damit schenkte mir Bürgermeister Weinhandl auch eine emotionale Befreiung.

Hier in den Maisfeldern, als ich die Topographie des Feldes sah, realisierte ich, dass die Krankenbaracke ein Teil der so genannten Granitbaracke gewesen war.

Hier in den Maisfeldern stand ich ganz in der Nähe des Hügelrückens, der meinen Blick vom Stockbett aus begrenzt hatte. Das Areal, auf dem wir uns befanden, war eben und die von Norden nach Süden verlaufende Straße lag etwa 50 m westlich von uns. Daher hatte ich die Straße von meinem Stockbett aus nicht sehen können. Das Fenster in meiner Baracke war etwa 15 Meter unter dem Niveau des Hügelrückens gewesen, auf dem wir nun standen. Die Deutschen aber hatten gewusst, dass dies ihr Fluchtweg war.

Am 5. April 1945 waren wahrscheinlich weniger als 20 Zwangsarbeiter noch am Leben, alle mehr oder weniger vom Tod gezeichnet. Wie viele überlebten den Tag? Wie viele starben innerhalb weniger Stunden nach der Befreiung? Ich wusste es nicht. In der Früh, so gegen 8 Uhr, sah ich russische Soldaten. Ich informierte die anderen von dieser neuen Entwicklung. Ich hatte das Gefühl, mich aufrufen und losmarschieren zu müssen. Nach Hause gehen! Ich durfte keine Zeit mehr verlieren! Unverzüglich stellte ich eine kleine Gruppe von 5 Kameraden zusammen und verließ die Krankenstation Richtung Ungarn. Vom Lager aus gingen wir Richtung Süden und nach einer kurzen Strecke, nach vielleicht 100 - 120 Metern, bogen wir nach links zur Straße ab und gingen Richtung Osten weiter. Wir waren zu Fuß unterwegs. Wir marschierten bis ungefähr 4 Uhr nachmittags. Insgesamt legten wir etwa 3 km zurück. Jawohl, drei Kilometer. Das war eine ungeheure Leistung für einen ganzen Tag Marschieren. Das sagt wohl alles über unsere körperliche Verfassung damals. Dann stießen wir auf eine Kompanie russischer Soldaten, die dort ihr Lager aufgeschlagen hatten. Sie hatten eine Küche und ein Feldspital. Wir wurden von einem russischen Geheimdienstoffizier vernommen. Dieser war sehr freundlich und gab uns Ratschläge und sagte uns, was wir tun sollten und wie wir unsere Heimatorte erreichen konnten. Dann erhielten wir zu essen und einen Platz zum Schlafen. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen, ausgestattet mit Lebensmittelpaketen, machten wir uns auf den Weg zur Bahnlinie, auf der der russische Nachschub an die Front gebracht wurde. Also zusammenfassend: Am 5. marschierten wir 3 km und schliefen in einem russischen Lager. Am 6. legten wir vielleicht 5 km zurück und schliefen unter freiem Himmel. Am 7. marschierten wir noch einmal etwa 4 km und erreichten die Bahnlinie. Ich verließ den Eisenbahnwaggon nicht, ehe wir in den Vororten von Budapest angekommen waren. Unterwegs verabschiedeten wir uns von den anderen, die das Ziel ihrer Reise bereits erreicht hatten.

Hier auf dem Maisfeld kamen wir zum Schluss, dass das russische Camp auf einer Wiese im nächsten Tal war, östlich von Kramarovci/Sinnersdorf, nur etwa drei Kilometer entfernt. Übrigens, Herr Schober fand basierend auf seine Nachforschungen heraus, dass die Bahnstation in Mackovci war, 12 km von der Granitbaracke entfernt. Diese könnten wir zu Fuß in Richtung Kramarovci – Jurij – Grad/Gornja Lendava erreicht haben.

Hier in den Maisfeldern ging ich die Schritte noch einmal, die ich am Morgen des 5. April 1945 gemacht hatte, als ich in Richtung Osten aufbrach, nach Kramarovci, nach Ungarn. Und auf einer kleinen Brücke stellte ich mich ungehindert über die Grenze, ein Bein in Österreich, das andere in Slowenien.

Mittlerweile stand fest, dass die Granitbaracke die "Krankenstation" gewesen war, wo ich meine letzten Tage als Zwangsarbeiter verbracht hatte. Aber wo waren wir 1945

in St. Anna untergebracht gewesen? Nach diesem Emailverkehr kramte ich in meinen Erinnerungen und machte die folgenden Anmerkungen:

Das Schulgelände war von einem etwa 2 m hohen (oder vielleicht auch etwas niedrigeren) Maschendrahtzaun umgeben. Heute, nach sechzig Jahren, schätze ich, dass die Straßenseite etwa 35 m lang war, die Rückseite hingegen war eindeutig kürzer. Die in Ost-West-Richtung verlaufenden Seiten waren 50 m lang. Und die südöstliche Ecke des Zaunes war möglicherweise leicht abgerundet oder unregelmäßig und folgte dem Grundriss der eingezäunten Gebäude. Die Straßenseite mit dem Doppelflügeltor lag auf der Westseite. Das Tor ging nach innen auf und ergab bei voller Öffnung eine Einfahrt von etwa 7 m Breite, was reichlich Platz bot, so dass zwei Pferdefuhrwerke das Tor gleichzeitig passieren konnten, eines in Richtung Hof, das andere nach draußen. In den Gebäuden auf dem Gelände waren die Ukrainer im vorderen Klassenzimmer untergebracht. Die übrigen Klassenzimmer dienten als "Wohnquartiere" für die jüdischen Zwangsarbeiter. Ich ging davon aus, dass sich die Küche irgendwo in den hinteren Räumen befand. Darüber hinaus grenzten im Osten und Süden mehrere Nebengebäude und Schuppen an den Zaun an. Alle Aktivitäten zwischen den Nebengebäuden und dem Zaun blieben vor neugierigen Blicken verborgen. An diesen versteckten Plätzen waren Gyuri und ich über den Zaun geklettert.

Ich bin mir sicher, dass in den unmittelbar südlich des Schulgeländes gelegenen Gebäuden niemand wohnte. Ich kann mich nicht erinnern, während unserer Ausflüge dort jemals einen Menschen gesehen zu haben. Die Gebäude waren nicht eingezäunt und man konnte sie leicht passieren. Darüber hinaus boten sie uns eine hervorragende Deckung, sowohl beim Verlassen des Lagers als auch bei unserer Rückkehr. Insbesondere, wenn wir von unseren "Lebensmittel-Beschaffungstouren" zurückkamen. Wir konnten die Situation auf dem Schulhof abschätzen, ohne uns zu zeigen, indem wir zwischen den Gebäuden Verstecken spielten. So konnten wir den richtigen Moment abwarten, um auf das Gelände zurückzuklettern. Sorry, aber das war nun einmal nicht der geeignete Zeitpunkt für Sightseeing. Darum habe ich auch dem Verwendungszweck der Nachbargebäude kaum Beachtung geschenkt. Aber ich bin froh, dass sie dort standen, und wir freuten uns über den Sichtschutz, den sie uns boten. Wir machten uns die spezifischen örtlichen Gegebenheiten zu Nutze. (In Ermangelung einer besseren Bezeichnung habe ich weiterhin den Ausdruck "Schulgelände" verwendet.)

Während der Bürgermeister rote Ziegelsteine vom Maisacker aufsammelte, telefonierte Frau Weinhandl eifrig mit ihrem Mobiltelefon. Der Schulunterricht war gerade zu Ende gegangen und die Kinder berichteten ihren Müttern von den Erlebnissen im heutigen "Geschichtsunterricht" und von meiner Danksagung. Die Mütter, die anriefen, gaben alle sehr positive Kommentare ab, die Frau Weinhandl an uns weiterleitete.

Später am Nachmittag schließen sich uns Herr Schober und seine Tochter an und wir kehren noch einmal an dieselben Plätze zurück. Danach fahren der Bürgermeister und seine Frau nach Hause und Herr Schober bringt uns nach Bad Gleichenberg (einem nahe gelegenen Kurort) in etwa 20 Minuten Entfernung. Dort sitzen wir in einem Gastgarten und schlürfen Diet Coke (in Österreich Coca Cola Light genannt), während die Sonne langsam untergeht.

Das war unser erster voller Tag in St. Anna und wir haben die Kinder in der Schule getroffen und den Standort der Krankenbaracke ausfindig gemacht. Doch ein großes Rätsel bleibt: Wo befand sich das Lager, in dem Apu untergebracht war, ehe er krank wurde? Er ist sich mittlerweile sicher, dass das alte Schulhaus nicht der gesuchte Ort ist! Wer weiß, was uns der morgige Tag bringen wird?

DIENSTAG, 14. JUNI

Die Morgendämmerung hier beginnt früh. Um 5.30 Uhr ist es hell... und es bleibt hell bis nach 20:30 Uhr. Wie es scheint, reagiere ich auf irgendetwas in der Luft allergisch (möglicherweise von den Maisfeldern). Meine Augen rinnen und jucken und ich nehme mir fest vor, ein Antihistaminikum zu besorgen. Doch die nächste Apotheke ist in Bad Gleichberg und dorthin werden wir erst morgen wieder fahren. Heute werden uns viel wichtigere Dinge beschäftigen. Eigentlich hatten wir geplant, den Tag mit Frau Weinhandl und mit Sightseeing zu verbringen (sie möchte uns die lokalen Sehenswürdigkeiten zeigen), aber mein Vater bittet sie, durch die Ortschaften und Dörfer der Gegend zu fahren, auf der Suche nach Antworten auf die folgenden Fragen:

--Wo schlief mein Vater während seiner Zeit im Arbeitslager?

--Welchen Weg nahm er auf der Suche nach Lebensmitteln, nachdem er sich aus dem Lager geschlichen hatte?

--Welche Häuser suchte er auf?

Es ist, als seien wir Detektive in einer Fernsehserie. Wir fahren eine Straße entlang, die von St. Anna direkt zu einem kleinen Ort namens Risola führt. Als nächstes folgt Plesch. Dann ein weiteres kleines Dorf, unmittelbar gefolgt von Aigen. Vier kleine Häusergruppen, alle in einer Reihe, eine neben der anderen. Tatsächlich setzt sich die Marktgemeinde St. Anna am Aigen aus diesen kleineren Ortschaften zusammen. Insgesamt beträgt die Einwohnerzahl weniger als 2.000.

Mein Vater erkennt diese Plätze wieder. Er war hier. Das ist der Weg, den er auf seiner Suche nach Essen einschlug. Hier traf er auf gutherzige Menschen. Wir fahren an einem Haus an der Straße vorbei, wo, so sagt man uns, die Hausfrau kleine Brotlaibe auf die Fensterbank legte, damit die Zwangsarbeiter sie dort finden konnten.

Im Auto beginnt sich mein Vater mehr und mehr zu erinnern. Eine Erinnerung führt zur nächsten. Er beginnt, einen besonderen Baustil zu beschreiben, der ihm in einem der Dörfer aufgefallen war. Keine Frage, dass wir in Aigen Häuser in diesem Stil finden.

HINTERGRUND: EIN EIERSPESBROT

Im Winter 1945 schlich sich mein Vater mehrmals aus dem Lager, um nach Essen zu suchen. Doch eines dieser Abenteuer ist ihm besonders in Erinnerung geblieben.

Es geschah in einem Haus in Aigen, das in dem erwähnten besonderen Baustil erbaut worden war. Im Haus: eine junge Frau, vielleicht 25 Jahre alt, mit hellbraunem Haar. Nicht blond, nicht dunkelbraun. Als mein Vater und sein Kamerad vor ihrer Tür auftauchten, wurden sie rasch eingelassen und erhielten ein Spiegelei oder Rührei mit Brot. Wenn man gewöhnt ist, nichts zu essen zu haben oder einen kostbaren Apfel zu bekommen, dann erinnert man sich an ein Eierspeisbrot als etwas ganz Besonderes. Mein Vater weiß noch, dass sich im Haus ein weiteres, vielleicht 12 Jahre altes Mädchen befand. Ebenfalls mit hellbraunen Haaren. Und es gab einen Mann.

Einen Mann in diesem Haus anzutreffen war etwas sehr Ungewöhnliches, da alle Männer aus der Gegend eingezogen worden waren. Abgesehen von deutschen Lageraufsehern und Soldaten gab es 1945 keine Männer in St. Anna. Sie kämpften alle als Soldaten an der Front. Außerhalb des alten Schulgebäudes, gegenüber der Kirche, steht ein Mahnmal für die im Krieg gefallenen Männer aus der Gegend. Sie kämpften für die Deutschen, aber sie hatten keine andere Wahl.

War es möglich, dieses besondere Haus ausfindig zu machen, das Haus, in dem eine freundliche junge Frau meinen Vater mit einem Eierspeisbrot versorgt hatte? War es möglich, ein einzelnes Haus ausfindig zu machen, in dem eine Frau jüdischen Männern geholfen hatte, während ihre eigenen Männer in der Ferne auf Seiten der Nazis kämpften? Existierte es noch, nach sechzig Jahren? Und würde dort noch jemand leben, bei dem wir uns bedanken konnten?

DIENSTAG, 14. JUNI – Fortsetzung

Wir klopfen an eine Tür. „1943“ steht auf den Betonstufen, die zum Haus führen. Wir wissen, dass dies die Art von Haus ist, die meinem Vater von seinen Besuchen in Erinnerung ist. Der Baustil hat wirklich etwas Besonderes. Das Haus ist eindeutig alt genug. Könnte es sich um das gesuchte Haus handeln? Eine Frau mit weißen Haaren lässt uns ein. Die Frau des Bürgermeisters dolmetscht. Wir werden im Haus herumgeführt, von einem Raum zum anderen. Doch leider erklärt mein Vater, dies sei NICHT das fragliche Haus. Die Anordnung der Räume passt nicht zu seinen Erinnerungen. Wir setzen unsere Tour fort und fahren weiter durch Aigen.

Einige Minuten später bleiben wir vor einem anderen Haus stehen. Über der Tür ist der Name „Lackner“ zu lesen. Frau Weinhandl erklärt uns, dass hier Frau Maria Lackner wohnt, jene 85jährige Dame, deren Tochter wir in der Schule kennen gelernt haben. Sie ist die Frau, deren Geschichte auf derselben Tafel dargestellt ist, wie die meines Vaters. Seit sechzig Jahren erzählt sie, wie sie den Juden zu essen gab. Seit sechzig Jahren erzählt mein Vater, wie er in den Dörfern hier von warmherzigen Frauen mit Lebensmitteln versorgt wurde. War es möglich, dass sie dieselbe Geschichte erzählten? Waren ihre Erinnerungen verschiedene Teile ein und desselben Drehbuchs? Wir stehen kurz davor, das herauszufinden.

Wir klopfen an die Tür, ohne angekündigt zu sein. Frau Lackner ist überrumpelt. Sie muss sich erst ein hübscheres Kleid anziehen, ehe sie uns hineinbittet. Etwa eine Stunde lang tauschen mein Vater und sie Erinnerungen aus, während Frau Weinhandl dolmetscht und ich alles auf Video aufnehme. Es ist kurz vor Mittag. Wir kommen darin überein, dass wir Frau Lackner noch einmal besuchen müssen. Sie bittet uns wiederzukommen, wenn ihre beiden Töchter anwesend sind und beim Dolmetschen helfen können. (Wie sich herausstellt, hat Frau Lackner noch eine weitere Tochter, die ebenfalls an der Schule unterrichtet.) Wir verabschieden uns und fahren direkt zur Schule, um Frau Lackners älteste Tochter, Cäzilia Kikelj, zu finden. Wir treffen sie und vereinbaren mit ihr, uns am Nachmittag alle wieder im Haus der Lackners in Aigen zu treffen.

Zuerst jedoch Mittagessen im Gasthaus Fischer – einmal mehr gegrilltes Fleisch und Salat. Apu versucht sich am ungarischen Gulasch, das er jedoch nicht ganz so gut findet wie das meiner Mutter. Wir nutzen die Pause, um zu verdauen – nicht nur das Mittagessen, sondern auch das Gesehene und die Eindrücke der Leute, die wir kennen gelernt haben.

DAS OFFIZIELLE TREFFEN

15.00 Uhr: Wir kehren für das offizielle Treffen zu Frau Lackners Haus zurück. Wieder schließen sich uns der Bürgermeister und seine Frau an. Diesmal sind wir verabredet. Wir werden erwartet. Frau Lackner hat sich ein schönes Kostüm angezogen. Ihre Töchter servieren kunstvoll belegte Brote mit Schinken und Käse. Und man serviert uns selbst gemachten Apfelmarmelade. Das löst

eine weitere Erinnerung aus. In dem Haus, in dem mein Vater das Eierspeisbrot erhielt, gab man ihm ebenfalls selbst gemachten Apfelmost zu trinken. Heute, sechzig Jahre später, wird hier noch immer Apfelmost serviert. Noch mehr Gesprächsstoff. Noch mehr Geschichten. Cäzilia, die älteste Tochter von Frau Lackner, dolmetscht nun das meiste. Mein Vater erinnert sich, in eine Veranda des "Eierhauses" geführt worden zu sein. Cäzilia erzählt, dass das Haus einst eine Veranda hatte, in der Zwischenzeit jedoch umgebaut wurde. Noch mehr Erinnerungen: Die junge Frau mit den hellbraunen Haaren. Cäzilia sagt, dass ihre Mutter, die mittlerweile 85jährige Frau Lackner, zum damaligen Zeitpunkt 25 Jahre alt war und hellbraune Haare hatte. Meinem Vater fällt das andere Mädchen ein, damals ein Teenager. Cäzilia erklärt uns, dass mehrere junge Mädchen im Haus waren, die Kusinen der alten Frau Lackner. Eine davon war 12 Jahre alt. Ihr Name: Martha (wir werden sie am nächsten Tag treffen). Und was ist mit dem Mann im Haus? Mein Vater weiß noch, dass er in einem Sessel im Nebenzimmer saß. Und dass er nicht aufstand. Er schien behindert zu sein. Cäzilia erzählt, dass ihr Onkel zu Hause war und sich von einer Wirbelsäulenverletzung erholte, die er sich während des Krieges zugezogen hatte. Er hatte nur ein Bein!

Könnte das der gesuchte Ort sein? Könnte diese freundliche, liebenswürdige 85jährige Dame jene Frau sein, die meinem Vater ein Eierspeisbrot spendierte? Sicher ist es nicht, aber alle Indizien scheinen darauf hinzuweisen. Zu viele Zufälle. Trotzdem, mein Vater ist sich nicht hundertprozentig sicher.

Sechzig Jahre lang hat Frau Maria Lackner erzählt, wie sie dabei half, die Zwangsarbeiter mit Lebensmitteln zu versorgen. Doch nun enthüllt sie etwas, das uns schockiert: Sie hat sich tatsächlich sechzig Jahre lang schuldig gefühlt! Schuldig dafür, nicht mehr getan zu haben, um den Juden zu helfen!

Am Nachmittag wurden mir Fotos von Maria Lackner gezeigt, die aus den Vierzigerjahren stammten. Ich sah Bilder, auf denen sie verschiedene Kleider mit Blumenmuster trug, man konnte ihre hellbraunen Haare erkennen, obwohl die Fotos schwarzweiß waren. Ich erkannte in ihr, irgendwie, die gesuchte junge Frau. Während wir um den Tisch herum saßen, Frau Lackner, ihre beiden Töchter Cäzilia und Mary, Elisabeth Weinhandl, die Frau des Bürgermeisters, Ron mit seiner Videokamera und ich, begann ich, den Zweck meiner Reise zu erklären und erzählte:

Ich musste schwere Arbeiten verrichten und erhielt nur sehr wenig zu essen. Man enthielt uns die einfachsten lebensnotwendigen Dinge vor. Ich war hungrig. Es war verboten, den Juden zu helfen, und die Einhaltung dieses Gesetzes wurde streng kontrolliert. Aber einige Dorfbewohner ließen sich nicht einschüchtern und widersetzten sich den Vorschriften. Sie stellten ihre hohen moralischen Werte unter Beweis und unterstützten andere Menschen, unterstützten die Juden. Gaben ihnen zu essen. Ich erhielt Nahrung, die mir das Leben rettete. Mit dem Essen wurde mir auch eine Prise Optimismus geschenkt. Ohne diese Lebensmittel bestand meine einzige Perspektive darin, zu verhungern, die Frage war nur, wann mich der Tod ereilen würde. Mit den Lebensmitteln hatte ich das Gefühl, vielleicht überleben zu können.

Wir, die Juden, erhielten Essen von vielen Mitgliedern der Gemeinde, die sich aktiv engagierten, während der Rest der Gemeinde dies stillschweigend billigte, denn niemand wurde an die Behörden verraten. Niemand kam zu Schaden. Dann erzählte Frau Lackner, dass sie die Unterstützung der Gemeinde hatten und wussten, wer die Nazi-Sympathisanten waren, und dass diese darüber im Dunkeln gelassen wurden. Und sie sagte, sie sei eine junge, furchtlose Frau gewesen. Sie hätte nicht an die Folgen gedacht, sondern einfach ihre Rolle gespielt, im Widerstand gegen die deutschen

Gesetze, mit reinem Gewissen. Diese Aussage passte perfekt zu meinen Erinnerungen an das Erlebnis, das sich tief in mein Gedächtnis eingegraben hatte. Das zweite oder dritte Haus in der Hauptstraße. Ein bescheidenes Haus auf der linken Straßenseite. Fenster zur Straße hin. Eine schwere, solide, zweiflügelige Tür. Braune Türflügel. Ich klopfte an. Ein junges Mädchen, vielleicht 12 oder 14 Jahre alt, mit hellem Haar, wahrscheinlich nicht blond, sondern in hellem Kastanienbraun, öffnete die Tür. Dahinter eine ältere Schwester, vielleicht zwischen 20 und 23, sie packte mich am Arm und zog mich ins Haus, ebenso Gyuri. Auch sie hatte helle Haare. Sie war ungefähr gleich groß wie ich - vielleicht auch etwas größer oder kleiner. Ich erzählte ihr kurz, warum wir gekommen waren. Sie ging in die Küche und kam bald darauf mit zwei Eierspeisbroten zurück, eine Portion für Gyuri, die andere für mich. Sie bestand darauf, dass wir alles an Ort und Stelle aßen, im Haus, bevor wir wieder gingen. Sie gab uns auch ein Glas Apfelmost und steckte einige Äpfel in unseren Rucksack. (Wir hatten einen Rucksack dabei.) Die junge Frau, die furchtlos und mutig ihre Rolle spielte und mich am Arm packte und ins Haus zog, ebenso Gyuri. Dieser Moment hatte sich auch in ihr Gedächtnis eingebrannt!

Ich fuhr fort und sagte, Maria Lackner sei mit zwei Töchtern belohnt worden, die einen der wertvollsten Berufe für sich gewählt hätten, indem sie kleine Kinder unterrichteten und ihnen Wissen vermittelten. Die Eltern der nächsten Generation vertrauten den beiden Schwestern Cäzilia und Mary ihre Kinder zur Ausbildung und teilweise auch zur Erziehung an. Darauf konnte die Mutter stolz sein!

Als Frau Lackner den Wunsch äußerte, uns (Ron und mich) noch einmal in ihr Haus einzuladen, setzten ihre Töchter alles daran, das Treffen zu einem Erfolg zu machen. Danke! Und um die Tradition ihrer Mutter fortzusetzen, stand auch diesmal Essen auf dem Tisch. Im Jahr 1945 waren es zwei hastig bereitete Eierspeisbrote und Apfelmost gewesen; diesmal waren es kunstvoll belegte Brote mit Schinken und Käse und Apfelmost.

Im Haus der Lackners wird seit mehr als sechzig Jahren regelmäßig Apfelmost serviert, das ganze Jahr über.

Wir erfahren, wie viele Einheimische die Juden unterstützten, indem sie ihnen zu essen gaben. Wir hören von einer Frau, die Lebensmittel über den Zaun des Lagergeländes warf, in dem mein Vater untergebracht war. Einmal wurde sie von den Deutschen dabei erwischt und mit dem Tod bedroht, sollte sie dasselbe noch einmal wagen. Hat sie das abgehalten? Nicht direkt. Sie warf zwar keine Lebensmittel mehr über den Zaun. Aber sie hinterließ sie im Gebüsch der Umgebung, wo sie die Zwangsarbeiter finden konnten. Eine andere Frau pflegte täglich ihr Haus zu verlassen und in den Ort zu gehen - mit zwei kleinen Brotlaiben unter den Achseln. Für die Zwangsarbeiter. Wir erfahren weiters, dass es in der lokalen Bevölkerung Nazi-Sympathisanten gab. Das macht diese Verschwörung zur Unterstützung der Juden noch erstaunlicher, denn die Beteiligten mussten ihr Tun nicht nur vor den Nazis geheim halten, sondern auch vor ihren Nachbarn. In einem Gespräch mit der Historikerin Dr. Eleonore Lappin werden wir später die Theorie aufstellen, dass der örtliche Priester in dieser Verschwörung eine gewisse Rolle gespielt haben könnte, vielleicht, indem er die Leute organisierte.

In der Gemeinde St. Anna am Aigen und in den angrenzenden Dörfern leben äußerst fromme Katholiken. Nun ist bekannt, dass viele katholische Priester den Juden NICHT wohlgesinnt waren. Tatsächlich kollaborierten einige offen mit den Nazis, während andere die Gräueltaten einfach wissentlich ignorierten. Aber vielleicht predigte der Priester in St. Anna

höhere moralische Werte. Dass jedes Leben heilig ist, auch das der Juden. Wir versuchten, der lokalen Kirche einen Besuch abzustatten, doch diese wurde gerade renoviert. Welche Rolle spielte der örtliche Priester bei den Heldentaten dieser Frauen? Leider blieb diese Frage ungeklärt.

Während wir die Vergangenheit aufleben ließen und uns an den köstlichen Erfrischungen labten, kam Bürgermeister Weinhandl. Er war über unser Programm stets auf dem Laufenden. Während er seinen offiziellen Pflichten als Bürgermeister der Marktgemeinde nachging, wusste er stets, wo wir uns gerade aufhielten. Dank dieser Informationen konnte er seine Zeit entsprechend einteilen, um uns zu treffen. Und er fand uns stets, ohne uns suchen zu müssen.

Da ist noch die ungelöste Frage nach dem Lager, in dem mein Vater in St. Anna untergebracht war. Während des Gesprächs beginnt Apu, auf einem kleinen Stück Papier eine Skizze des Lagergeländes zu entwerfen. Das Gebäude, das er zeichnet, ist L-förmig und einstöckig. Große Räume. Großer Hof, wo sich die Zwangsarbeiter versammeln konnten. Mehrere Nebengebäude. Alle von einem Maschendrahtzaun umgeben. Der Umzäunung kommt besondere Bedeutung zu, denn sie ist weder quadratisch noch rechteckig, sondern verläuft unregelmäßig rund um das Gelände. Bürgermeister Weinhandl und Frau Lackner beginnen in deutscher Sprache angeregt zu diskutieren. Nach einigen Minuten übersetzt Cázilia. Die beiden glauben, dass Apus Zeichnung das alte Lippe-Lagerhaus darstellt (das vor zwei Jahren teilweise abgebrannt ist). Wir werden also dem Lippe-Haus demnächst einen Besuch abstatten müssen. Wir verabschieden uns von Frau Lackner und ihren Töchtern und machen uns auf die kurze Fahrt zurück nach St. Anna. Ein weiterer, gelinde gesagt, ereignisreicher Tag ist vergangen.

Auf dem obersten Blatt eines Briefpapierstapels fertigte ich eine kurze Skizze an, etwa halb so groß wie eine Postkarte. Der Bürgermeister erkannte darin sofort das alte Lippe-Lagerhaus. Bevor wir St. Anna verließen, um in die USA zurückzureisen, schenkte mir Bürgermeister Weinhandl eine CD mit digitalisierten Fotos (und damit ein weiteres Stück meiner emotionalen Befreiung). Sie zeigten alte Aufnahmen von St. Anna und Umgebung. Nach unserer Rückkehr spielte ich Sherlock Holmes und studierte die Bilder ausgiebig, und ich stieß auf ein äußerst interessantes Foto. Darauf ist die Silhouette des Dorfzentrums abgebildet, mit Blick nach Westen, vom Tal östlich der Ortschaft aus gesehen. Neben der Kirche zeigt das Foto in nördlicher Richtung etwa zehn Häuser, darunter das alte Lippe-Haus. Der rückwärtige Zaun ist eindeutig zu sehen, etwa in der ursprünglichen Länge von 12 Metern, mit einem Nebengebäude des Nachbarn, der im Süden an das umzäunte Gelände angrenzt.



3. Der Maschendrahtzaun an der Ostseite des Lippe-Anwesens

Auch wenn ich weiterhin davon sprach, im Schulgebäude einquartiert gewesen zu sein, so bestätigte mich dieses Bild doch.

MITTWOCH, 15. JUNI

Morgens, Frühstück auf der Terrasse von Frau Schäfmann. Die Terrasse war mit Spalieren voller Wein bedeckt. Ich sog den Anblick in mich auf. Schaute man von der Terrasse Richtung Osten, sah man das Tal in der Morgensonne liegen. Eine wunderschöne Aussicht. All die verschiedenen Grüntöne, die Farben der unterschiedlichen Vegetation. Die regelmäßigen Reihen der Weinstöcke machten den Anblick noch ansprechender. Dazwischen ein erdfarbenes Stück Land, gespickt mit strohgelben Stoppeln von der letzten Ernte. Eine sanft geschwungene Wiese, Berge am Horizont, dahinter vermutlich ein weiteres Tal. Was für ein idyllischer Ort. Ich musste an Beethovens 6. Symphonie, die Pastorale, denken. Beethovens Musik beschreibt eine

wunderschöne Szenerie mit üppigen Wiesen. Ein Schafhirte hütet seine Herde, um ihn herum singen Vögel. Dann bricht ein Sturm los, ein sommerlicher Regenguss mit Blitz und Donner. Danach kehren wieder Ruhe und ein erquickender Frieden ein. Auch Sankt Anna und seine Umgebung lagen an einem friedlichen Ort in einer wunderschönen Landschaft, bis der Sturm in Form des Krieges zu wüten begann. Ich war im Zentrum dieses Sturms, auf den später wieder Ruhe und Frieden folgen sollten. Im Juni 2005 konnte ich diese Ruhe, diesen Frieden sehen und spüren. Ich sah die Schmetterlinge umherflattern. Ich traf Menschen, deren Großzügigkeit es mir in stürmischen Zeiten erlaubt hatte, die Stille danach zu genießen. Ich hatte das Glück, nach dem Ende des Unwetters siebenundfünfzig äußerst kostbare Jahre mit Anna verbringen zu dürfen. Es gab eine Verbindung zwischen meiner Frau Anna und St. Anna am Aigen. Zitat aus "We Couldn't Cry":

Sankt Anna am Aigen, ein kleines Dorf. Wurde mein Leben dort gerettet, um Annas Lebenspartner zu werden?

Die Antwort lautet: JA. Nach allem, was ich in der friedlichen Stille dort sah und fühlte, kenne ich die Antwort.

Ich bin mir bewusst, dass die Menschen in St. Anna und in den umliegenden Dörfern in anderer Form unter dem Krieg litten. Der große "Sturm" forderte viele Millionen Menschenleben. Die Nazis, brutale Barbaren, hatten sich in dieser friedlichen Gegend eingenistet und töteten hunderte, wenn nicht tausende ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter. Menschen, die als Kinder Zeugen der Gräueltaten von 1945 wurden, erzählen heute ihre Geschichte der nächsten Generation. Als ich im Juni 2005 in St. Anna war, sah ich das Kriegerdenkmal auf dem Platz vor der Kirche. In der Mitte des Denkmals sind die Namen der Gefallenen des Ersten Weltkriegs aufgelistet. In den Marmor rechts und links davon wurden die Namen jener eingraviert, die während des Zweiten Weltkriegs ihr Leben lassen mussten. Nach einem kurzen Blick auf letztere schätzte ich ihre Zahl auf etwa 130. Die Namen verlorener Ehemänner und Söhne, allesamt jung. Die Einwohnerzahl von St. Anna und Umgebung beträgt ungefähr 1800. Wie hoch war der Anteil der Bevölkerung, die in diesem Krieg sinnlos für Hitler sterben musste? Wie viele Witwen und Waisen und trauernde Eltern blieben zurück?

Mittlerweile kennen wir die genaue Zahl der Opfer, die der Zweite Weltkrieg in den einzelnen Dörfern gefordert hat:

	Tote	Vermisste
Aigen	10	6
Klapping	8	3
Risola	4	3
Plesch	21	13
Jamm	22	14
Waltra	<u>17</u>	<u>6</u>
St. Anna am Aigen gesamt	82	45

Nach dem Krieg rappelten sich die Menschen in St. Anna wieder auf und setzten ihr Leben fort - an einem idyllischen, wunderschönen Ort. Auch Anna und ich wagten einen Neuanfang und gründeten eine Familie. Trotz der alltäglichen Erinnerungen an die Strapazen und Verluste des Holocaust verbrachten wir viele äußerst kostbare Jahre miteinander. Im Jahr 2005 kehrte ich nach St. Anna zurück, an den Ort, wo mein Leben gerettet worden war. Ich traf Menschen, die um nichts weniger großzügig waren als ihre Mütter, denen ich mein Überleben verdanke. Allen voran Bürgermeister Josef Weinhandl und seine Frau.

Ein dichtes Programm erwartet uns. Nach dem Frühstück gelingt es Frau Weinhandl, der Frau des Bürgermeisters, endlich, uns zu einer kleinen Sightseeingtour zu überreden. Nachdem wir das Antihistaminikum besorgt haben, fahren wir etwa 30 Minuten lang durch die schöne, sanft geschwungene Landschaft, bis wir zur Riegersburg gelangen. Dieses gewaltige Bauwerk aus Ziegeln und Steinen liegt auf der Spitze eines hohen Berges, am Rande eines schroffen Felsens. Aus der Ferne scheint die Burg aus dem Berggipfel zu wachsen. Wir erfahren, dass sie nie erobert wurde, und die Gründe dafür liegen auf der Hand. Die Verteidigungsposition der Burg ist ideal. Jeder Angreifer musste zuerst über steile Hänge auf die Spitze des Berges klettern. War er oben angekommen, musste er auch noch den Burggraben und die schwere Zugbrücke aus Holz überwinden. Ganz wie im Film.

Aber die Burg ist nur das Vorspiel für den wichtigsten Punkt unseres heutigen Programms. Um 11.30 Uhr sind wir zurück in St. Anna am Aigen, um uns in der Schule noch einmal mit Frau Kikelj, der Tochter von Frau Lackner, zu treffen. Wie bereits erwähnt, unterrichtet sie an der Schule. Eine weitere Lehrerin schließt sich uns an. Apu ist gekommen, um der Schule ein besonderes Geschenk zu machen: "Vandor's Math Exercises", eine Reihe von Lehrbüchern, die mein Vater verfasst hat.

Als meine Tochter Mollie in der 3. Klasse war, hatte sie Schwierigkeiten in Mathematik. Ich bat Apu, der von Beruf Ingenieur ist, ihr zu helfen. Daraufhin entwickelte er ein Mathematik-Übungsprogramm für die 3. Klasse. In den folgenden Jahren erweiterte Apu dieses Programm, so dass es mittlerweile für Schüler der 1. bis 6. Klasse geeignet ist. Und er gab diese Bücher an die Lehrkräfte verschiedener Schulen in Ventura, Kalifornien, weiter. Wie sich gezeigt hat, ist "Vandor's Math Exercises" ziemlich erfolgreich darin, jungen Menschen die Logik der Mathematik verständlich zu machen. Jetzt, als Teil unseres Besuchs in St. Anna, möchte er das Programm den hiesigen Schülern schenken, als Dank für die Herzensgüte ihrer Großmütter und Großtanten. Dieser Schritt ist sehr wichtig für Apu und die Lehrerinnen nehmen das Material mit großem Interesse und Begeisterung in Empfang.

Reisevorbereitungen erfordern immer ein gewisses Ausmaß an Arbeit. Man muss seine Reisedokumente in Ordnung bringen und nebenbei überlegt man vielleicht, welches Geschenk oder welches besondere Andenken man den Gastgebern mitbringen könnte. Vor meinen Augen tauchten immer wieder die beiden kurzen Sätze auf: "Sankt Anna am Aigen, ein kleines Dorf. Wurde mein Leben dort gerettet, um Annas Lebenspartner zu werden?" Die Vorbereitungen für unsere Reise nach St. Anna konfrontierten mich mit einem Dilemma. Wenn mein Leben an diesem Ort gerettet worden war, so konnte ein gewöhnliches Geschenk nicht genügen. Es musste schon etwas Besonderes sein.

Ich hatte "Vandor's Math Exercises" als Übungsmaterial entwickelt, um meine Enkeltochter Mollie in der dritten und vierten Klasse in Mathematik zu unterstützen. In der Folge dehnte ich das Programm auf die 1. - 6. Schulstufe aus. Ich arbeite mit den Lehrern zusammen und die Lehrer arbeiten mit den Schülern. Ich verlasse mich auf das Geschick der Pädagogen, gutes Lehrmaterial zum Vorteil der Schüler einzusetzen. Ja, "Vandor's Math Exercises" gilt als exzellentes Übungsprogramm, von dem die Schüler und Schülerinnen nachgewiesenermaßen sehr profitieren.

"Vandor's Math Exercises" ist mein Werk, die Frucht meiner geistigen Arbeit. Und es bedeutet mir sehr viel. Passend für Österreich habe ich die US-amerikanische Notation durch die deutsche ersetzt. Den Text in englischer Sprache habe ich jedoch beibehalten. Denn die meisten Lehrer hier sprechen Englisch und die Zweitsprache der Schüler ist ebenfalls Englisch.

Ich übergab mein Geschenk der örtlichen Schule, um die Mathematikkenntnisse der Schüler zu fördern. Zwei Lehrerinnen waren dazu bestimmt worden, mein Geschenk in Empfang zu nehmen. Neben ihrer deutschen Muttersprache konnten beide auch Englisch. Doch eine der Lehrerinnen beherrschte die englische Sprache besser als die andere - ihr Name war Cäzilia Kikelj. Cäzilia ist eine der Töchter von Frau Maria Lackner. War es bloßer Zufall oder Schicksal, dass von 14 Lehrern ausgerechnet Frau Kikelj, Maria Lackners Tochter, dazu auserwählt wurde, "Vandor's Math Exercises" im Namen der Schule in Empfang zu nehmen?

13.00 Uhr. Während des Mittagessens wird mein Vater von den Reportern zweier Zeitungen interviewt. Er erzählt allen, wie die Einwohner von St. Anna am Aigen dazu beitrugen, sein Leben zu retten.

14.30 Uhr. Wir treffen Frau Dr. Eleonore Lappin, die die Geschichte der Besetzung Österreichs durch die Nazis erforscht. Sie hat bereits seit mehreren Monaten mit Apu via Email korrespondiert. Nun ist sie aus Wien gekommen, um ihn endlich persönlich kennen zu lernen und einige der historischen Stätten gemeinsam mit ihm zu besuchen. Auch Franz Josef Schober schließt sich uns wieder an. Nach dem Mittagessen bringt uns der Bürgermeister zum Lippe-Haus.

DAS LIPPE-HAUS

St. Anna am Aigen ist kein besonders großer Ort. Weniger als zehn Minuten genügen, um von einem Ende des Dorfes zum anderen zu spazieren. Wie bereits erwähnt, gibt es im Ort ein Postamt, eine Bank, eine Polizeidienststelle und das Lippe-Haus. Seit Generationen schon betreibt die Familie Lippe ein Geschäft für Lebensmittel, Textilwaren (Bekleidung, Wäsche), Haushaltswaren, Baustoffe und Gartenbedarf. Alles in allem handelt es sich um ein modernes Warenhaus.

Bürgermeister Weinhandl geht ins Haus und kommt mit Herrn Lippe zurück, dem Enkel jenes Mannes, der im Jahr 1945 Eigentümer des Geschäfts war. Mein Vater beginnt, die Form des Gebäudes zu beschreiben, in dem er untergebracht war.

Aus seinen Erinnerungen sticht besonders der Maschendrahtzaun hervor, der das Gelände umgab und dabei eine ungewöhnliche Form bildete, denn das Anwesen war weder exakt quadratisch noch rechteckig. Während mein Vater den Zaun beschreibt, beginnt Herr Lippe zustimmend zu nicken und "ja, ja" zu sagen. Schnell wird klar, dass das vor zwei Jahren niedergebrannte Gebäude, das die Familie Lippe als Warenlager benutzte, der Ort war, an dem mein Vater einquartiert war. Offensichtlich hatten die Deutschen das Gebäude mit seinen großen offenen Räumen als Lager requiriert.

Nach Erläuterung aller Einzelheiten ist sich mein Vater sicher, dass es sich um den gesuchten Ort handelt. Das ist wichtig, denn wir sind gerade dabei, die lokale Geschichte umzuschreiben. Die Bewohner der Gemeinde wissen, dass im alten Schulhaus Zwangsarbeiter gefangen gehalten wurden. Sie wissen auch, dass in einem Gebäude einige Türen weiter (an dessen Stelle heute ein glänzender moderner Bürokomplex steht) ebenfalls Zwangsarbeiter untergebracht waren. Was sie aber bislang nicht wussten, ist die Tatsache, dass auch das Lippe-Haus als Lager diente. Letzteres befindet sich nur wenige Häuser von der alten Schule entfernt in derselben Straße. Nun schließt sich der Kreis: In allen drei Gebäuden waren Zwangsarbeiter einquartiert! Das Schulhaus fungierte als Hauptquartier, die Schlafstätte meines Vaters jedoch befand sich im Lagerhaus der Familie Lippe. Der Hof des Lippe-Anwesens war groß genug, um 150 Männer antreten zu lassen. Der Zaun mit seinem großen Doppelflügeltor zum Be- und Entladen von Pferdefuhrwerken ist jener Maschendrahtzaun, über den mein Vater und sein Kamerad kletterten, wenn sie sich auf der Suche nach Lebensmitteln aus dem Lager schlichen. Das Rätsel ist gelöst! Herr Lippe erklärt sich bereit, nach alten Fotos zu suchen, und wir versprechen, am Freitagvormittag wiederzukommen.

Halten wir kurz inne, um diese Sache näher zu erläutern:

Die erste Gruppe ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter war im Gebäude der alten Schule untergebracht. Die Menschen erinnerten sich im allgemeinen daran, weil ihre Kinder nicht zum Unterricht in die Schule gingen. Die zweite Gruppe jüdischer Zwangsarbeiter befand sich im Kino, das auch eine Bühne für Live-Aufführungen hatte. Es blieb den Leuten im Gedächtnis, dass in dieser Zeit keine Filme gezeigt wurden und keine Theatervorstellungen stattfanden. Doch wer erinnert sich schon daran, dass jüdische Zwangsarbeiter zwei Monate lang in einem Lagerhaus lebten? Die einzigen, die davon hätten wissen können, waren jene, die Lebensmittelpakete über den Zaun warfen. Doch diese mutigen Menschen sind nicht mehr am Leben.

Am Abend besuchen wir alle gemeinsam eine Buschenschänke - ein Lokal, in dem Weine verkostet werden und wo es auch etwas zu essen gibt. Wir probieren verschiedene Flaschen mit exzellentem Wein aus der Gegend und zahlreiche Toasts werden ausgebracht.

DONNERSTAG 16. JUNI

Beim Frühstück verkündet Apu, Frau Lackner noch einmal besuchen zu wollen. In der Nacht ist er zu dem Schluss gekommen, dass ihre Geschichten einfach zu viele Ähnlichkeiten aufweisen. Er ist nun überzeugt davon, dass sie tatsächlich die Frau ist, die ihm das Eierspeisbrot servierte. Gibt es dafür einen hundertprozentigen Beweis? Nein. Aber ich weise ihn darauf hin, dass das gar keine Rolle spielt. Apu sieht in Frau Lackner all die gutherzigen Menschen, die ihm Lebensmittel schenkten. Sie ist ein Symbol. Und Frau Lackner sieht in meinem Vater all die Zwangsarbeiter, denen sie zu essen gab. Er ist nicht der erste Überlebende, der mit den Menschen in St. Anna in Verbindung getreten ist. Auch andere haben an den Bürgermeister geschrieben.

Aber er ist der erste, der persönlich an diesen Ort zurückgekehrt ist. Der erste, der eigens zurückgekommen ist, um danke zu sagen. Apus Besuch hat bei Frau Lackner viele Erinnerungen ausgelöst. Nun hat er beschlossen, dass es noch etwas gibt, das er ihr mitteilen möchte. Frau Weinhandl erklärt sich bereit, die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Während des Vormittags besuchen wir gemeinsam mit Frau Weinhandl, Dr. Lappin und Herrn Schober verschiedene historische Schauplätze. Von besonderem Interesse ist dabei ein dicht bewaldetes Gebiet, wo, so erfahren wir, Juden in einem Massengrab verscharrt wurden. Frau Weinhandl weist darauf hin, dass das Gras, das dort wächst, anders ist als jenes, das sonst in der Gegend wächst. Ein dickes, kräftiges, hoch wachsendes Gras, das beinahe die Festigkeit von Bambus aufweist. Dieses Gras findet man sonst nirgends, sagt Frau Weinhandl. Sie nennt es Judengras. Dass ausgerechnet die Grabstätte von Juden, die Opfer des Krieges wurden, durch ein spezielles Gras gekennzeichnet sein soll, ist eine ziemlich mystische Vorstellung und nur schwer zu glauben. Und doch, während wir den restlichen Tag über durch die Gegend fahren, versuche ich vergebens, Gras vergleichbarer Qualität ausfindig zu machen. Es gelingt mir nicht. Diese Art von Gras kommt offenbar wirklich nur dort vor, wo sich das jüdische Massengrab befindet.

Und dieser spezielle Ort hat Ron dazu inspiriert, seinen Gedanken in Form eines Gedichts Ausdruck zu verleihen:

Ein Grashalm



4. Der Baldachin



5. Judengras

Ich bin ein Grashalm und wachse,
Wo kein Grashalm wachsen dürfte.
Die Erde unter mir, kühl und feucht,
Wird nur selten von Sonnenstrahlen erwärmt
Umgeben von Bäumen,
Lebe ich im Verborgenen,
Im Schatten der Geschichte.

Ich bin ein Grashalm.
Bin nicht alleine.
Bin einer von vielen hunderten.
Unsere Gemeinschaft ist klein, doch unerschrocken.
Kein anderes Gras ähnelt uns.

Ich bin ein Grashalm.
Nirgendwo sonst wirst du etwas Vergleichbares finden.
Nicht an diesem Ort.
Nicht an einem anderen Ort.
Nicht in vielen Kilometern Umkreis.
Unsere Gemeinschaft ist einzigartig.
Wahrlich, wir sind etwas Besonderes.

Ich bin ein Grashalm.
Bin so ganz anders als meine vielen Brüder.
Nicht so zäh wie Riedgras.
Nicht so hübsch wie Zyperngras.
Nicht so hoch wie Bambusgras.
Und auch nicht so gepflegt wie Ziergras.
Man nennt mich Judengras.
Und ich wachse nur hier, an diesem besondern Ort.

Ich bin ein Grashalm.
Verborgен im Herzen Europas.
Verborgен in den Tiefen Österreichs.
Verborgен im Wald, wo die Sonne nur selten scheint.
Wo die Geschichte lauert wie endloser Nebel.
Ein Geheimnis, unfassbar und rätselhaft.
Ein Grashalm, wo kein Gras wachsen dürfte.
Außer Judengras.

Ich bin ein Grashalm.
Und wachse auf ganz besonderem Boden,
Einzigartig weit und breit.
Ein Ort, in keiner Karte verzeichnet.
Nur den Menschen hier bekannt.
Voll der Erinnerungen.
Gebeine der Geschichte.
Man nennt mich Judengras.

Ich bin ein Grashalm.
Und lebe an einem heiligen Ort.
Alsbald vergessen, sodann von Gott berührt.
Dieses Land hat eine Seele.
Hat viele, viele Seelen.
Und jede Menge Judengras.

Ich bin ein Grashalm.
Zeichen in einem gottverlassnen Wald,
Der ein tiefes Geheimnis birgt.
Verfluchte Erde.
Hunderte Tote, tief unter mir.
Ein Massengrab.
Daher der Name Judengras.

Ich bin ein Grashalm.
Einer von hunderten, die wachsen,
Wo kein Grashalm wachsen dürfte.
Mysterium der Wissenschaft.
Mahnmal der Geschichte.
Letzte Ruhestätte.
Namenlose Opfer des Holocaust.
Menschenleben, weggeworfen.
In Erde verscharrt, um Unrecht zu verbergen.

Ich bin ein Grashalm.
Und lebe im Verborgenen,
Im Schatten der Geschichte.
Die Toten zu meinen Füßen,
Sie strecken sich himmelwärts.
Finger aus Gras, die sich dem Himmel entgegenrecken,
Und nach den Sternen greifen.
Leben, in mir wiedergeboren.
Auch wenn ich nur ein Grashalm bin.

Nach dem Mittagessen gibt Apu ein weiteres Interview. Die Reporterin macht Fotos von ihm, während er Bürgermeister Weinhandl vor dem Kriegerdenkmal die Hand schüttelt. Und sie begleitet uns, als wir zum Haus der Lackners zurückkehren. Auch diesmal besteht Frau Lackner darauf, uns zu bewirten. Gestern diese wunderbaren Brötchen. Heute köstlicher Kuchen mit frischen Erdbeeren. Martha Zöhrer, Frau Lackners Kusine, gesellt sich zu uns. Im Jahr 1945 war sie 12 Jahre alt und hielt sich gemeinsam mit Frau Lackner und dem einbeinigen Mann in dem Haus auf. Wieder werden Erinnerungen ausgetauscht, aber mein Vater hat Frau Lackner etwas Wichtiges mitzuteilen. Er möchte ihr sagen, dass er mittlerweile überzeugt ist, hier gewesen zu sein. Er glaubt, dass sie eine der Frauen war, die ihm zu essen gaben. Und dass Martha Zöhrer das junge Mädchen war, das den Fremden die Türe öffnete und die Straße ausspätte, ehe sie das Haus wieder verließen. Und er erklärt Frau Lackner, dass ihre Schuldgefühle völlig unbegründet seien. Dass er ohne ihre Güte möglicherweise nicht überlebt hätte. Allein schon die Tatsache, dass er heute in ihrem Haus sitze, beweise, dass sie keinen Grund habe, sich schuldig zu fühlen. Ich weise darauf hin, dass Apu später meine Mutter geheiratet und eine eigene Familie gegründet hat. Dass sowohl mein Bruder als auch ich Kinder haben. Und dass Apus Enkelin Stacey gerade ein Mädchen namens Abby Rose geboren hat. Die Güte, die Frau Lackner und die anderen Frauen aus St. Anna gezeigt haben, hat mittlerweile drei weitere Generationen möglich gemacht. Und ich frage sie: "Sehen Sie, was ein einziger Apfel bewirken kann?"

Frau Lackner bedankt sich unter Tränen. Ich glaube, dass ihr damit wirklich eine schwere Last von den Schultern genommen wurde. Der Besuch meines Vaters hat bei ihr eine Flut an Erinnerungen ausgelöst. Aber er hat ihr auch Frieden gebracht.

Später, als ich mich daran erinnerte, wie das Foto von Frau Lackner, Martha und mir gemacht wurde, schrieb ich folgendes Gedicht:

SECHZIG JAHRE SPÄTER



Vor langer Zeit, man schrieb das Jahr neunzehn'fünfundvierzig,
Befand ich mich auf dem Weg an den finsternen Abgrund.
Am Scheideweg erschien mir Maria als eine Prinzessin des Lichts
Mit Martha, dem Mädchen an ihrer Seite.
Sie zauberte etwas zu essen hervor und erleuchtete mir damit den Weg zum Leben.
Trotz ihrer guten Taten hegte sie Zweifel.
Sechzig Jahre später überquerte ich einen Kontinent und den Ozean.
Wir sind uns wieder begegnet mit all unsrem Sehnen.
Während ich ihre Hände drückte, konnten Martha und ich sehen,
Wie all ihre verbliebenen Zweifel von ihren Tränen hinweg gewaschen wurden.

Elisabeth Weinhandl hat das Gedicht ins Deutsche übersetzt. Näheres dazu findet sich im NACHWORT.

FREITAG, 17. JUNI

Noch einmal Frühstück auf der Terrasse. Unterhaltung mit Frau Schäfmann, ähnlich wie die morgendlichen Begrüßungen an den Tagen zuvor, doch diesmal fügte ich ein paar kurze Sätze hinzu. Ich beschrieb die Schönheit der Natur, die man an diesem sonnigen Morgen von der Terrasse aus sehen konnte. Ich prophezeite auch, dass es ein wunderschöner Tag werden würde. Während ich sprach, gestikulierte ich mit den Händen. Sie verstand kein Englisch, keine einzige Silbe von dem, was ich sagte. Als Antwort deutete sie auf den Horizont und sagte: "Schöne Tage". Dagegen ließ sich nichts einwenden. Dann half ich Frau Schäfmann, die Essensreste und das schmutzige Geschirr in die Küche zu tragen. Mit dem Wort "danke" zeigte sie sich für meine Hilfe erkenntlich und ich antwortete "danke schön", vielen Dank für das Frühstück.

Bald darauf kam Elisabeth Weinhandl. Wir verstauten das Gepäck im Kofferraum des Autos und dann war auch schon die Zeit gekommen, um Abschied zu nehmen.

Es ist Zeit, unseren Besuch in St. Anna zu beenden und nach Wien zurückzukehren. Doch zuerst müssen wir noch zu Herrn Lippe um zu sehen, ob er Fotos aus vergangenen Zeiten gefunden hat. Es ist ihm nicht gelungen, aber Bürgermeister Weinhandl wird später eine Aufnahme auftreiben, die Apus Erinnerungen eindeutig bestätigt. Herr Lippe hat einen Mann namens Leo mitgebracht, der uns kennen lernen möchte. Leo ist ebenfalls bereits in den Achtzigern. Vor dem Krieg, so erklärt Herr Lippe, arbeitete Leo für seinen Großvater. Wir erfahren, dass es Leo war, der den Zaun errichtet hat! Hier vor uns steht der Errichter jenes Maschendrahtzauns, der in den Erinnerungen meines Vaters eine so große Rolle spielt, dass wir dadurch den genauen Ort seiner Unterbringung vor 60 Jahren ermitteln konnten. Leo war im Jahr 1945, als sich Apu in St. Anna aufhielt, nicht hier. Er war eingezogen worden und kämpfte im Krieg, kämpfte für die Deutschen. Heute jedoch wollte er meinem Vater die Hand schütteln und ihm alles Gute wünschen. Diese Reise steckt wirklich voller Überraschungen.

(Leo kämpfte in Afrika für die Deutschen. Doch zu seinem Glück wurde er schon zu Beginn der Kämpfe von den Briten gefangen genommen. Die Kriegszeit verbrachte er als Kriegsgefangener in einem Lager in Ägypten.)

Während wir gerade unser Gepäck im Auto von Frau Weinhandl verstauen, um zum Bahnhof zu fahren, taucht plötzlich Frau Kikelj auf. In einer kurzen Unterrichtspause hat sie beschlossen, schnell vorbeizuschauen, um sich noch einmal von uns zu verabschieden. Mit Tränen in den Augen bedankt sie sich für unseren Besuch und verspricht, das Mathematikprogramm

meines Vaters auszuprobieren. Ich habe das Gefühl, dass dies ihre Art ist danke zu sagen dafür, dass wir geholfen haben, ihre Mutter von einer großen Last zu befreien.

Am Bahnhof sagt mir Frau Weinhandl, sie habe in weniger als einer Woche das Gefühl bekommen, ich sei wie ein Bruder für sie und Apu wie ein Großvater. Apu meint daraufhin scherzend: "Warum nicht wie ein Vater!" In der Tat ist mein Vater mit seinen 80 Jahren alles andere als alt. Er verkraftet die Strapazen dieser Reise besser als ich.

SAMSTAG, 18. JUNI

Zurück in Wien besuchen wir das Krankenhaus, in dem ich wenige Tage, nachdem meine Eltern während des Volksaufstandes 1956 aus Ungarn geflohen waren, zur Welt kam. Meine Mutter war damals im 9. Monat schwanger. Mit ihrem knapp 10jährigen Sohn an der Hand stahlen sich meine Eltern über die österreichische Grenze, während sie von Grenzschutzbeamten beschossen wurden. Doch das ist eine andere Geschichte. Morgen fliegen wir nach Los Angeles zurück.

Meine erste Reise nach Österreich fand Anfang 1945 statt, im Rahmen eines Todesmarsches, eskortiert von brutalen, eigens dafür geschulten ungarischen Militärpolizisten.

Meine zweite Reise nach Österreich trat ich gemeinsam mit meiner Familie an, auf einem etwas ungewöhnlichen Weg und zu einem ebenso ungewöhnlichen Zeitpunkt. Man schrieb das Jahr 1956, es war die Zeit des ungarischen Volksaufstandes und die Grenze zwischen Österreich und Ungarn war für kurze Zeit offen.

Hunderttausende nutzten die Gelegenheit und flohen aus dem kommunistischen Ungarn in den Westen, in die Freiheit. Unsere kleine Familie war auch darunter. Sie bestand aus meiner Frau Anna, meinem Sohn David, Annas Kusine Elisabeth, deren Freund John und mir. Am 15. November fuhren wir mit dem Zug von Budapest an die österreichische Grenze, und zwar auf der Strecke Budapest - Győr - Sopron - Ebenfurt. Im Zug erfuhren wir, dass die kürzeste Entfernung zwischen einem ungarischen und einem österreichischen Dorf zwischen Kópháza und Deutschkreutz lag. Also verließen wir am Bahnhof Kópháza den Zug und überquerten die Grenze zu Fuß, um ins österreichische Deutschkreutz zu gelangen. Wir wurden von der lokalen Bevölkerung sehr herzlich empfangen. Von hier fuhren wir weiter nach Wien, um die nötigen Dokumente für unsere Weiterreise in die Vereinigten Staaten von Amerika zu bekommen. Am 7. Dezember standen wir auf dem Wiener Flughafen bereit, um unsere Reise in die USA fortzusetzen, als die Natur ihr Recht verlangte und Anna rasch ins Krankenhaus gebracht werden musste, wo sie Ron zur Welt brachte. Nach dieser kurzen Verzögerung traten wir schließlich am 21. Dezember unsere Reise nach Übersee an. Am 22. Dezember landeten wir in den USA. Und begrüßten das neue Jahr 1957 als Bewohner von Brooklyn, New York City.

Am Samstag, den 18. Juni, trafen wir den Mann von Dr. Lappin, Dr. Peter Eppel, der als Kurator des Wien Museums tätig ist. Er war eifrig mit der Gestaltung einer

Ausstellung beschäftigt, die an den Zustrom der ungarischen Flüchtlinge und ihre Lebensumstände während und unmittelbar nach dem ungarischen Volksaufstand im Jahr 1956 erinnern sollte. Die Ausstellung sollte im Spätherbst 2006 anlässlich des 50. Jahrestages der Ereignisse eröffnet werden. Wir sprachen mit Dr. Eppel über unsere persönlichen Erfahrungen während unseres Aufenthalts in Österreich. Ich versprach ihm, passende Objekte für die Ausstellung zu schicken, was ich auch tat. Und wir setzten unsere Korrespondenz auch in der Folge fort.

Am Sonntag, den 19. Juni, flogen wir nach Amerika zurück. In einer kurzen Woche hatten wir einige der wichtigsten Stationen meines Lebens besucht. Dabei hatten wir außergewöhnliche Menschen getroffen und neue Freundschaften geschlossen.

Anfang Juli, nach unserer Rückkehr aus Österreich, schrieb ich Bürgermeister Josef Weinhandl einen Brief:

Meine außergewöhnliche Reise ist zu Ende und ich bin wieder zu Hause. Durch die souveräne Art, mit der Sie das tägliche Programm während meines Besuches in St. Anna organisierten, war der Trip sehr erfolgreich. Während meines kurzen Aufenthalts in St. Anna konnte ich beobachten, wie Sie das Geschehen in Ihrer Gemeinde mit einem kurzen Blick, mit einer leichten Bewegung Ihrer Arme, mit Ihrer Körpersprache steuern, genauso, wie große Dirigenten die mehr als 100 Mitglieder der Philharmoniker dazu bringen, harmonisch zu musizieren und ein unvergessliches musikalisches Ereignis zu schaffen.

Jeder Führungsperson, die große Leistungen verantwortet, steht ein ebenso großartiger und liebevoller Partner beratend und unterstützend zur Seite. Sie haben das große Glück, eine liebevolle und fürsorgliche Gattin zu haben.

Mein Vater war erfolgreich; er hatte meine Mutter, die ihm eine liebevolle, fürsorgliche Ehefrau war und ihn unterstützte.

Meine Söhne sind in den von ihnen gewählten Berufen in hohe Positionen aufgestiegen. Sie haben liebevolle Ehefrauen, die sie unterstützen.

Ich war als Ingenieur erfolgreich. Und auch Anna war eine solche Ehefrau.

Ich bin auch bei meiner ehrenamtlichen Tätigkeit in der Klinik erfolgreich, in der Anna behandelt wurde. Die Ärzte und Krankenschwestern betreuten sie liebevoll und mit größter Sorgfalt. Ich bin erfolgreich, weil ich das Gefühl habe, dass mich die Liebe meiner verstorbenen Frau dort noch immer umgibt.

Wenn ich während meines Aufenthalts in St. Anna in Ihrer Gesellschaft war und Bewohner der Marktgemeinde an Sie herantraten, um etwas mit Ihnen zu besprechen, konnte ich den Ihnen entgegengebrachten Respekt wie einen Lichtstrahl spüren. Ich konnte spüren, wie mich dieser Lichtstrahl streifte.

Dank Ihrer Hilfe konnte ich der lokalen Bevölkerung für die außergewöhnliche Großzügigkeit und Menschlichkeit danken, die sie Anfang 1945 angesichts der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter, unter ihnen auch ich, bewiesen hatte.

Während die Fotos vor dem Denkmal für den Zweiten Weltkrieg gemacht wurden, schüttelten wir beide einander wortlos die Hand. Ich blickte in Ihre Augen, Sie blickten in meine Augen. Schweigend drückte ich meine Dankbarkeit für Ihre großartigen Bemühungen aus, die Gräueltaten der Nazis ebenso aufzudecken wie die - im Gegensatz dazu stehende - heldenhafte Unterstützung der Bevölkerung für die geschundenen Juden. Mit Ihren Augen erwiderten Sie meine Dankbarkeit und versprachen, diesen Prozess des Aufdeckens und Sammelns von historischen Fakten rund um den Widerstand Ihrer Marktgemeinde gegen den nationalsozialistischen Wahnsinn fortzusetzen. (Anstatt Ihnen die Hand zu schütteln hätte ich Sie gerne umarmt, aber ich hatte Angst, Sie in Verlegenheit zu bringen.)

Danke für Ihre großartige Gastfreundschaft.



7. Händeschütteln mit dem Bürgermeister

EINE UNGEWÖHNLICHE BEZIEHUNG

Als ich nach unserer Reise nach St. Anna am Aigen wieder in Ventura angekommen war, schrieb ich auch einen Brief an Elisabeth Weinhandl, die Frau des Bürgermeisters. Hier ein Auszug daraus:

Als ich im letzten Juni in St. Anna war, haben Sie - am Bahnhof Fehring - erklärt, ich hätte Sie beeindruckt. Sie sagten, Sie hätten das Gefühl, Ron sei zu Ihrem Bruder geworden und ich sei wie ein Großvater für Sie. Aber auch ich bin gegen Eindrücke nicht immun, auch ich habe mir ein Bild gemacht. Dank Ihrer Hilfe konnte ich eine lebende Person ausfindig machen - Maria Lackner -, die in einer ganz besonderen Gruppe aktiv war, einer Gruppe, die Juden das Leben rettete, auch mir. Als Reiseführerin, Übersetzerin und Gastgeberin an meiner Seite haben Sie bewiesen, dass Sie mit Ihrer Großzügigkeit den Mitgliedern dieser besonderen Gruppe um nichts nachstehen. In den Gesprächen mit den wenigen Menschen, die ich in nicht einmal einer Woche in St. Anna getroffen habe, konnte ich feststellen, dass der Charakterzug der Großzügigkeit von den Müttern an die Kinder weitergegeben wurde und dass Sie und Ihr Mann einen großen Anteil daran erhalten haben. Ich habe das Gefühl, in Ihnen und Ihrem Mann neue Mitglieder meiner Großfamilie gefunden zu haben.

Elisabeth Weinhandl und ich korrespondieren regelmäßig miteinander. Nach meiner Österreichreise, als ich nach Amerika zurückgekehrt war, besuchte ich meine erste Urenkelin. Ich nahm auch an der Zeremonie teil, in der sie ihren Namen erhielt. Elisabeth Weinhandl erkundigte sich via Email nach dem Verlauf der Feier. In meiner Antwort schrieb ich ihr, dass sie etwa zwanzig Minuten gedauert hatte. Paula, eine der neuen Großmütter, weinte zwanzig Minuten lang und fand eine Schulter, die ihres Mannes Ferenc, an der sie sich ausweinen konnte. Ich hingegen putzte zwanzig Minuten lang meine Augengläser, denn die Schulter, an der ich mich hätte ausweinen können, gibt es nicht mehr.

Elisabeth Weinhandl berichtet mir über ihr alltägliches Leben. Über das extrem heiße Wetter, das die Schwarzbeerernte erschwert. Über ihre Sorgen, die Holunderbeerernte könnte unter dem vielen Regen leiden. Darüber, dass sie wieder im Chor singt, nachdem die Probleme mit ihren Stimmbändern besser geworden sind. Sie schreibt über die Holunderbeerernte und über die Präsentation des Holundersaftes. Sie schreibt über ihr Familienleben und über gelegentliche Krankheiten, wir sind wie Familienmitglieder, die Nachrichten austauschen. Wir haben den Wochenendtrip der Weinhandls in die ungarische Stadt Pécs besprochen. Und natürlich haben wir auch vor ihrem Ausflug nach Budapest viele Emails ausgetauscht, Höhepunkt der Reise war eine Aufführung der Csárdásfürstin, einer Operette von Emmerich Kálmán. Annas Eltern und Großeltern hatten die Melodien aus der Csárdásfürstin ständig vor sich hin gesummt. Und dann der Besuch einer Freiluftaufführung von Verdis Oper Nabucco im Burgenland. Seit damals spiele ich zum Vergnügen der Patienten in der onkologischen Klinik regelmäßig den "Gefangenenchor" auf meiner Harfe. Ich berichte Elisabeth Weinhandl über wichtige Ereignisse in meiner Familie und über meine ehrenamtliche Arbeit an der onkologischen Klinik. Ich kenne die Namen ihrer Familienmitglieder. Und sie wiederum kennt meine engste Familie beim Namen.

Seit meiner Rückkehr aus St. Anna haben wir Geschenke ausgetauscht. Und Urlaubsgrüße. Elisabeth Weinhandl ist mir noch immer dabei behilflich, fehlende Informationen zu sammeln, die, so denke ich, dieses Resümee ergänzen und vervollständigen werden. Ich hoffe, dass wir beide diese neue, enge Freundschaft pflegen werden.

Ich möchte diese neu gefundene Nähe hier aus einem ganz besonderen Blickwinkel betrachten. Vor sechzig Jahren waren alle erwachsenen Männer aus den Dörfern fern von Zuhause und kämpften für Hitler. Das Essen war knapp. Doch die Frauen teilten das Wenige, das sie hatten, in Form von Lebensmitteln, die ich auf meinen Ausflügen nach dem Überklettern des Lagerzauns erhielt. Diese Frauen schenkten mir Nahrung und riskierten dabei ihr eigenes Leben und das ihrer Familie. Sie waren die Großmütter und Großtanten der Weinhandl-Generation. Deshalb stehen Elisabeth Weinhandl und Bürgermeister Josef Weinhandl auch in einer alten Familientradition. Sehen wir uns die Beziehung zwischen Maria Lackner und mir aus demselben Blickwinkel an. Maria Lackner war erst 25 Jahre alt. Sie behandelte mich besonders gut und brachte dabei sich und ihre gesamte Hausgemeinschaft in Gefahr. Doch nach all ihren guten Taten wünschte sie sich sehnlichst, zumindest einen Menschen wiederzusehen, dem sie geholfen hatte. Denn ihre Hilfe war von einem schlechten Gewissen begleitet gewesen, von dem Gefühl, nicht genug gegeben zu haben. Ich war einer jener Juden, denen sie Nahrung geschenkt hatte. Durch meinen Besuch wurden ihre beiden Töchter Mary und Cäzilia Zeugen, wie eine große Last von den Schultern ihrer Mutter fiel. Die Lackners und ich stehen ebenfalls in engem Kontakt. In den oben beschriebenen Abschiedsszenen, am Fehringer Bahnhof zwischen Elisabeth Weinhandl und Ron und mir, aber auch im Haus der Familie Schäfmann zwischen Cäzilia und mir, kommt diese Nähe zum Ausdruck.

RESÜMEE

Ich reiste nach Sankt Anna am Aigen mit dem vorrangigen Ziel, DANKE zu sagen für die lebensrettenden Nahrungsmittel, die mir geholfen hatten, die Befreiung zu erleben. Mit dem Ziel, vielleicht auf Menschen zu treffen, die im Jahr 1945 in den betroffenen Dörfern gelebt hatten. Und mit dem Ziel, die Orte, an denen ich geschlafen, gearbeitet und um Essen gebettelt hatte, zu besuchen und wiederzusehen. All das habe ich innerhalb von fünf kurzen Tagen erreicht.

Sechzig Jahre lang hatte ich in dem Glauben gelebt, dass sich der Ort, an dem ich meine tägliche Essensration bekam, und der Raum, in dem ich schlief, im Schulhaus befanden. Doch bereits bei meiner Ankunft in St. Anna begann ich daran zu zweifeln, dass das Schulgebäude mein Schlafquartier gewesen war. Innerhalb von zwei Tagen fanden wir heraus, dass das Lippe-Lagerhaus als unsere "Frühstückspension" gedient hatte. Doch die Vorstellung, im Schulhaus untergebracht gewesen zu sein, ließ mir keine Ruhe. Woher hatte ich die Idee, dort geschlafen zu haben?

Während ich meine Österreichreise vom Juni 2005 zusammenfasste, korrespondierten Dr. Lappin, Bürgermeister Weinhandl, Frau Weinhandl, Herr Schober und ich weiterhin via Email miteinander. Im Laufe der Zeit beschrieb ich dabei immer wieder scheinbar zusammenhanglose Episoden aus der Zeit meines Zwangsarbeiterdaseins. Diese Episoden schienen deshalb ohne Zusammenhang, weil ich sie nach sechzig Jahren nicht richtig einordnen konnte. Im Mai 2006, fast ein Jahr nach meiner Reise, stieß Dr. Lappin beim Lesen eines dieser Emails auf einen wichtigen Punkt, der sie auf eine neue Idee brachte. Wie Archivdaten zeigten, lag sie damit richtig. Wenn man die Teile des Puzzles richtig zusammensetzt, ergibt sich folgendes Bild:

Wir arbeiteten als Zwangsarbeiter in der ausgebombten Ölraffinerie in Szöny, Ungarn. Es war der erste Weihnachtsfeiertag des Jahres 1944. Die regulären Arbeiter aus der Umgebung hatten frei, sie feierten Weihnachten. Doch Feiertag hin oder her, die deutsche Armee brauchte Öl. Die Raffinerie stand still, während die Pipelines weiter Rohöl anlieferten. Die Leitungen wurden angezapft und das Erdöl in Stahlfässer zu je 55 Gallonen verladen. Für diese Aufgabe wurden wir, ein Kontingent jüdischer Zwangsarbeiter, eingeteilt. Wir mussten die Fässer befüllen und sie anschließend auf die deutschen Lastwägen rollen. Eine schmutzige, rutschige und gefährliche Arbeit, die mir in Erinnerung geblieben ist. Zwei oder drei Tage später mussten wir das Lager räumen. Wir erhielten neue Wachen zugeteilt, brutale Militärpolizisten, die eigens für diese Aufgabe ausgebildet worden waren. Todesmarsch Richtung Westen.

Wir marschierten von Szöny in Richtung Komárom, Győr, Sopron. Und von Sopron weiter nach Österreich. Tagsüber marschierten wir, nachts wurden wir eingesperrt. Jeder, der aus der Marschkolonne heraustreten musste, aus welchem Grund auch immer, wurde sofort erschossen. In der Nähe von Sopron, noch ehe wir die Stadt erreichten, wurde uns befohlen, am Straßenrand anzuhalten. Wir mussten den Inhalt unserer Taschen und Rucksäcke auf unsere Decken leeren. Praktisch all unsere persönlichen Habseligkeiten wurden konfisziert. Um dieses Ziel - die Beschlagnahmung unserer Habe - zu unterstreichen, wurden willkürlich zwei Kameraden ausgewählt und vor unseren Augen von einem Exekutionskommando erschossen. Diese Farce wurde unter dem Vorwand inszeniert, die beiden hätten versucht, etwas in ihren Taschen zu verbergen. Das Ganze diente nur zur Warnung. Nahezu alles wurde konfisziert,

ausgenommen davon waren nur die Kleider, die wir am Leib trugen, und unsere Decken. Darüber hinaus durfte ich nur meine Ausweispapiere sowie den leeren Rucksack mit dem Essgeschirr und der Feldflasche, meine Zahnbürste und meinen Gillette-Rasierer behalten. Wir mussten uns jeden Tag rasieren, doch das dazu benötigte Wasser wurde uns verweigert. Von da an reisten wir mit leichtem Gepäck. Ich erinnere mich daran, dass wir gegen Ende unseres Marsches im Stadtzentrum von Sopron Schnee schaufeln mussten. Unser letzter Aufenthalt in Ungarn war die Steiner-Ziegelfabrik in der Soproner Aranyhegy Straße Nr. 1.

Wie es scheint, diente die Ziegelfabrik als Zwischenstation, als Konzentrationslager. Bei unserer Ankunft befanden sich dort bereits mehrere hundert Juden. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, sah ich auch jüdische Frauen. Tagtäglich wurden Menschen ausgesondert, in Zwangsarbeiterkompanien eingeteilt und weggebracht. Als wir ankamen, wurden wir einfach unter den anderen Lagerinsassen aufgeteilt. Wenn ich mich recht erinnere, war das der Moment, in dem Gyuri und ich von unseren Kameraden - mit denen wir früher, in Szöny, Freundschaft geschlossen hatten - getrennt wurden. Wir schliefen eine oder vielleicht auch zwei Nächte in der Ziegelfabrik und wurden dann einer neuen Gruppe zugeteilt, um in ein anderes Lager gebracht zu werden.

Doch bevor wir die Ziegelfabrik verlassen, möchte ich noch die Topografie des Ortes beschreiben:

Ein Tor gewährte von der Straße aus Einlass. Diese Straße (Aranyhegy) verlief auf einer Hügelkuppe, rechts und links davon abfallendes Gelände. Vom Eingang weg hatte der Boden ein Gefälle von etwa 2 - 3 Prozent. Wenn man beim Tor stand, konnte man das gesamte Fabrikareal überblicken. Neben dem Tor, zur Linken des Betrachters, stand ein ziemlich eindrucksvolles Haus. Dieses Gebäude mochte als Unterkunft für den Fabrikbesitzer und seine Familie und als Verwaltungsgebäude gedient haben. (Während unseres Aufenthalts wurde es jedenfalls als Lagerbüro und Offiziersquartier verwendet.) Ebenfalls auf der linken Seite befand sich eine Reihe offener Schuppen auf dem Hang, wo die ungebrannten Ziegel zum Trocknen gelagert wurden. Vorne und auf der rechten Seite stand der große Ziegelbrennofen. Darin befand sich eine ovale Gleisanlage mit etwa sechs bogenförmigen Öffnungen an den Seiten. (Während wir dort waren, waren sämtliche Öffnungen bis auf eine - zumindest zur Straßenseite hin - versperrt.) Hinter dem Ziegelofen standen weitere nur aus einem Dach bestehende Schuppen zur Lagerung der Ziegel. Und es gab auch ein paar gänzlich eingefriedete Lagerschuppen. (Ich glaube, dass während unseres Aufenthalts dort jüdische Frauen untergebracht waren. Es ist auch möglich, dass die Gleisanlage innerhalb des Ofens abgesperrt war und mit einer Öffnung auf der gegenüberliegenden Seite Raum für die Frauen geschaffen worden war.) Der Ofen war auf einem flachen Teil des Geländes errichtet worden. Seine Längsachsen verliefen parallel, oder zumindest nahezu parallel, zur Straße. Das gesamte Areal war etwas größer als zwei Fußballfelder. Die Auskleidung innerhalb des Ofens bestand aus feuerfesten Ziegeln. Wir schliefen in zwei Reihen auf dem ebenen Boden innerhalb des ovalen Tunnels. Dieser war bogenförmig, sein unteres Ende abgeflacht. Unsere Köpfe berührten die Wand, unsere Füße schauten in Richtung der Füße der anderen Gefangenen. Dazwischen lag ein Gang von weniger als einem Meter Breite. Wir lagen Körper an Körper, ohne Zwischenraum zwischen den einzelnen Personen. Auf diese Art und Weise konnten 1500 - 2000 Zwangsarbeiter in die Anlage gepfercht werden.

Während meiner Recherchen zum Standort der Steiner-Ziegelfabrik stellte ich fest, dass ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter direkt in der Fabrik in Massengräbern verscharrt worden waren. Ich fand auch heraus, dass die Familie Steiner im Zentrum von Sopron gewohnt hatte, und nicht in dem eindrucksvollen Gebäude auf dem Fabrikgelände.

Die Gleise der Bahnlinie Győr-Sopron-Ebenfurt verlaufen auf der anderen Seite der Straße, in einiger Entfernung zu ihr.

Die Ziegelfabrik gehört zu den wichtigsten Puzzlesteinen, die Dr. Lappin in den Archiven ausgegraben hat. In den vergangenen sechzig Jahren war sie stets in meinen Erinnerungen herumgeistert, aber ich konnte sie nicht richtig einordnen. Es fehlten einfach die Verbindungsglieder.

Von der Ziegelfabrik wurden wir - zu Fuß - zu einem anderen Zwischenlager gebracht (das sich bereits in Österreich befand), wo wir entlaust und auf den weiteren Transport vorbereitet wurden. Es handelte sich um den kürzesten Tagesmarsch, seit wir Szöny verlassen hatten. Wir schafften die Strecke in etwa vier bis sechs Stunden.

Es folgt eine kurze Beschreibung der Entlausungsstation:

Ich denke, wir waren in einer ziemlich großen Weinkellerei. Das Entlausungsbad befand sich in einer überdimensionierten Halle mit drei - möglicherweise auch vier - großen Holzwannen. Stein-, Schiefer- oder Keramikfliesenboden. Vielleicht auch ein Erdboden, aber das ist sehr unwahrscheinlich. Der Boden war jedenfalls ziemlich glatt. Holzwannen dieser Art wurden in den Weinkellereien zum Auspressen der Weintrauben und zum Aufbewahren des frischen Traubensaftes verwendet, ehe dieser zum Fermentieren in Holzfässer umgefüllt wurde. Die Größe der Wannen betrug etwa 4 oder 5 Meter im Durchmesser, die Seiten waren etwas weniger als einen Meter hoch. Ich schätze, dass jede Wanne weit mehr als 1.000 Liter fasste. Sie waren zu etwa drei Viertel mit warmem Wasser gefüllt. Ich denke, das warme Wasser war hineingepumpt worden. Weinkellereien dieser Art waren definitiv mit Pumpen zum Umfüllen des Weines ausgestattet. Wir mussten gruppenweise ein kurzes Bad nehmen und dabei dasselbe Wasser benutzen. Jeweils fünfzehn von uns waren gleichzeitig in einer Wanne. Es gab auch Seife. Die Dampföfen waren runde, zylindrische Objekte mit stabiler Basis bzw. Unterbau. Der Durchmesser betrug etwa 60 cm, die Länge ca. 100 bis 120 cm. An der Vorderseite war eine Öffnung mit einer runden Tür. Mit schnellen Dampfkreisläufen versorgten vielleicht zehn bis zwölf Öfen eine Gruppe unserer Größe.

Von der Weinkellerei wurden wir nach St. Anna verlegt. Wir könnten mit der Bahn gefahren sein, in Güterwaggons, von einer nahe gelegenen Bahnstation bis in die Nähe von St. Anna, wahrscheinlich bis zum Bahnhof Fehring. Ich erinnere mich auch an eine Bahnfahrt, die ich nie richtig zuordnen konnte. Wir waren nicht allzu viele, vielleicht 150 - 160. Jedenfalls wurden wir nicht wie Sardinien in die Waggons gezwängt. Es gab genug Platz und die Türen waren nicht versperrt.

Wir kamen - im Laufe des Nachmittags - zu Fuß in St. Anna an und wurden zu unserer Schlafstelle im Lippe-Lagerhaus geführt, wo wir unser Quartier aufschlugen. Ich blickte mich um und abgesehen von meinem Freund Gyuri sah ich lauter neue Gesichter, keiner der alten Kameraden war hier. Unsere neuen Mitgefangenen waren meist junge Männer, etwa in meinem Alter. Wir alle waren ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter. Wir alle sprachen Ungarisch. Ich wusste nicht, dass in St. Anna bereits zwei weitere Gruppen mit ungarischen Juden an zwei verschiedenen Orten untergebracht waren, wenn auch in nächster Nähe. Sie waren bereits viel früher in St. Anna angekommen. Die erste Gruppe wohnte im Schulhaus, die zweite im Kino. Die dritte Gruppe, also wir, landete im Lippe-Lagerhaus.

Am nächsten Morgen wurden wir zu unserer Arbeitsstelle geführt, wo Gruppen von jeweils zehn Männern gebildet wurden, die zusammenarbeiteten. Meine Gruppe sollte in den nächsten zwei Monaten unverändert bleiben, auch Gyuri gehörte dazu. Wir arbeiteten gemeinsam. Wir unterhielten uns auf Ungarisch. Wir vertrauten einander bei der Arbeit. Wir arbeiteten harmonisch zusammen, sofern das Wort "harmonisch" hier angebracht ist. In unseren Gesprächen wurde das Schulgebäude unzählige Male am Tag als "unsere Unterkunft" erwähnt. Ich wusste nicht, dass acht der zehn Männer aus

meiner Gruppe in einem anderen Gebäude als Gyuri und ich wohnten. Ich nahm an, dass wir alle am selben Ort untergebracht waren, wenn auch in verschiedenen Räumen, so dass wir uns nur an der Arbeitsstelle trafen. Es waren die Gespräche bei der Arbeit, durch die sich das Schulhaus in meine Erinnerungen eingeschlichen hatte.

Unsere Email-Korrespondenz förderte noch einen weiteren Aspekt zu Tage:

Vor unserer Verlegung nach St. Anna wurden wir Ende Jänner oder Anfang Februar 1945 in der Weinkellerei einer Entlausung unterzogen. Wie kam es, dass ich und andere Kameraden aus der Lippe-Lagerhaus-Gruppe in knapp zwei Monaten mit Flecktyphus infiziert wurden? Woher kamen die Läuse und die Krankheit? Dr. Lappin hat die Aussagen von Überlebenden gesammelt. Und daraus geht hervor, dass sich einige der Lagerinsassen bereits wieder von Flecktyphus erholten, als sie Ende März 1945 aus dem Kino weggebracht wurden. Die erste Gruppe war im Schulgebäude untergebracht, die zweite schlief im Kino und wir, die dritte Gruppe, wohnten im Lippe-Lagerhaus. Alle drei Gruppen lebten unter völlig unhygienischen Bedingungen. Die anderen waren bereits viel länger dort. Sie waren von Läusen befallen und mit Flecktyphus infiziert. Wir mischten uns untereinander und arbeiteten zusammen. So konnten sich die Läuse und die Krankheit unter uns ausbreiten. Und so war es möglich, dass ich innerhalb kürzester Zeit an Flecktyphus erkrankte.

Begleitet von Ron reiste ich nach Sankt Anna am Aigen, um DANKE zu sagen für die lebensrettenden Nahrungsmittel, die mir geholfen hatten, die Befreiung zu erleben. Wir erfuhren neue Einzelheiten über das Schicksal, das die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter - darunter auch ich - in den Jahren 1944-45 in Sankt Anna am Aigen erlitten hatten. Wir machten den Ort ausfindig, an dem ich im Februar und März 1945 untergebracht war. Wir fanden die Stelle, an der sich Anfang April 1945 die Krankenbaracke - von den Einheimischen "Granitbaracke" genannt - befunden hatte, in die man mich zum Sterben gebracht hatte. Wir nahmen ein Ziegelstück von der "Granitbaracke" als Souvenir nach Hause mit. Wir trafen Maria Lackner, die sich als furchtlose junge Frau am Widerstand gegen das Naziregime und an der Hilfe für die Juden beteiligt und mir lebensrettendes Essen geschenkt hatte. Bei unserem Treffen mit Maria Lackner war auch eine Fotografin anwesend, die in einer großartigen Aufnahme einen wunderbaren, tränenreichen, einzigartigen, historischen Augenblick in unser beider Leben festgehalten hat. Wir lernten Menschen kennen, deren Großzügigkeit genauso wunderbar ist, wie die ihrer Mütter und Großmütter. Wir erlebten ein Gefühl der Freude und des Glücks, wie man es nur einmal im Leben erfährt. Und wir haben einen kleinen Teil der Geschichte neu geschrieben. Wir haben viel erreicht.

Am 18. Juli 2005, kurz nach meiner Rückkehr aus Österreich, legte ich Yad Vashem einen Antrag mit dem entsprechenden Beweismaterial vor, in dem das heldenhafte, lebensrettende Verhalten von Frau Maria Lackner bezeugt wurde. Am 17. März 2007 schickte Yad Vashem ein Anerkennungsschreiben an Maria Lackner, in dem ihr Dank und Wertschätzung dafür ausgesprochen wurden, dass sie mit ihrer Menschlichkeit zum Überleben der Holocaustopfer beigetragen hatte. Die Erinnerung an ihre humanitären Taten in einer Zeit, in der das jüdische Volk großes Leid erdulden musste, werden in den Archiven von Yad Vashem aufbewahrt werden, um zukünftige Generationen zu inspirieren.

GYURI

Gyuri und ich waren gleich alt. Ich wurde im Mai geboren, Gyuri im Juni desselben Jahres. Wir lebten beide in Rákospalota. Seit unserer Kindheit waren wir Freunde und im Mai 1944 wurden wir beide zur Zwangsarbeit in die ungarische Armee eingezogen, sogar in die gleiche Kaserne. Wir hielten zusammen, wir halfen einander bis zum Befehl zur Evakuierung, der unser Lager ungefähr am 27. März 1945 erreichte.

Weil ich an Fleckfieber typhus erkrankt war und kaum gehen konnte, brachte mich Gyuri zur Quarantänebaracke in der sogenannten „Hölle“ und dort verabschiedeten wir uns. Er dachte, er würde mich nie wieder sehen. Er wurde aus dem Lager heraus auf einen der Todesmärsche jüdischer Zwangsarbeiter nach Mauthausen geschickt.

Nach seiner Befreiung aus Mauthausen kehrte er nach Rákospalota zurück. Seine Mutter und seine Schwester Klara hatten beide Auschwitz überlebt. 1949 emigrierten Gyuri, seine Mutter und seine bereits verheiratete Schwester mit ihrem Mann nach Israel.

Viel später, 1965, emigrierte Gyuri in die USA und ließ sich in Kalifornien nieder. Nachdem meine Familie und ich 1956 nach Amerika ausgewandert waren, siedelten wir uns an der Ostküste in Brooklyn, New York, an.

Gyuri besuchte regelmäßig einmal im Jahr seine Mutter und Schwester in Israel. Immer wenn er nach Israel reiste, plante er einen kurzen Aufenthalt in New York ein um mich und meine Familie zu besuchen.

1980 ist Gyuri gestorben.

NACHWORT

Während der ersten beiden Aprilwochen des Jahres 2007 waren Elisabeth, Josef und Stefanie Weinhandl zu Gast bei mir in Ventura. In diesen kurzen vierzehn Tagen wurde uns klar, dass wir eine außergewöhnlich schöne Zeit miteinander verbrachten. Das lag in erster Linie daran, dass wir in weniger als zwei Jahren - durch unsere Korrespondenz - eine Beziehung entwickelt hatten, die von gegenseitigem Respekt und Liebe gekennzeichnet ist. Wenn ich heute zurückblicke und mir das Bild "Händeschütteln mit dem Bürgermeister" nochmals ansehe, erkenne ich bereits die ersten Anzeichen einer Freundschaft; man kann es an unseren Gesichtern ablesen. Am nächsten Tag, nach dem Händedruck mit dem Bürgermeister, sagte Elisabeth Weinhandl, als sie sich auf dem Fehringer Bahnhof von Ron und mir verabschiedete, Ron sei wie ein Bruder für sie geworden und ich sei wie ein Großvater für sie. Ich denke, das kam daher, dass sie in den fünf kurzen Tagen, die wir in St. Anna verbracht hatten, von meinen Hochgefühlen angesteckt worden war. Und die Beziehung zwischen den Weinhandls und mir begann zu wachsen.

Aber gehen wir in der Zeit nun ein wenig zurück. Es folgt eine gekürzte Version meiner Ankunft in Budapest im April 1945 (aus der Originalbeschreibung in "We Couldn't Cry"):

Unmittelbar nach meiner Rückkehr nach Budapest fuhr ich nach Rákospalota. Ich war auf dem Weg nach Hause, nach meinem Zuhause, das ich hatte verlassen müssen, als der Einberufungsbefehl kam. Ich suchte den Ort auf, an dem meine Eltern, meine

Schwester und ich zuvor gelebt und den wir unser ZUHAUSE genannt hatten. Doch dort lebten nun fremde Menschen. Ich läutete an der Wohnung unserer Nachbarn und bat um Auskunft. Die Familie Sas empfing mich mit offenen Armen. Sie gaben mir zu essen und bereiteten in einem großen, schüsselförmigen Waschbecken ein Bad für mich vor. Ohne Umschweife zog ich mich aus und stieg in das Bad. Frau Sas wusch mich, wie eine Hebamme ein neugeborenes Kind wäscht. Während ich badete, wurden die Kleider, die ich bei meiner Ankunft getragen hatte, sowie alle anderen brennbaren Habseligkeiten, die ich mitgebracht hatte, verbrannt. Nach dem Bad zeigte mir Frau Sas einen Wäschekorb mit Kleidung. Mir wurde klar, dass dies meine Kleider waren und dass sie von meiner Mutter zusammengelegt worden waren. Ich sah es an der besonderen Art, mit der sie die frische Wäsche zu falten pflegte. Eine kurze Erklärung folgte, in der ich alles erfuhr, was die Familie Sas über das Schicksal und den Verbleib meiner Familie wusste.

Das war der Beginn meines Lebens in Freiheit.

Viktor E. Frankl schreibt über seine Erfahrungen in diversen Konzentrationslagern aus der Sicht eines Psychiaters. Er vertritt die Ansicht, dass jeder Gefangene nach seiner physischen Befreiung auch eine emotionale Befreiung erleben sollte. Mit Hilfe seiner Schriften und dank meiner eigenen Erfahrungen bin ich in der Lage, meinen Gedanken wie folgt Ausdruck zu verleihen:

In "We Couldn't Cry" wie auch in der vorliegenden Zusammenfassung habe ich geschrieben, dass Anna und ich in den siebenundfünfzig Jahren, die wir miteinander verbringen durften, täglich über unser Leben während des Holocaust sprachen, über unsere Verluste und unsere Erfahrungen in den Lagern. Wir heirateten etwa ein Jahr nach unserer Befreiung. Zwei Jahre nach Annas Tod kehrte ich nach St. Anna zurück, an den Ort, an dem sich Anfang 1945 mein Lager befunden hatte. Also ungefähr sechzig Jahre nach meiner Befreiung.

Sechzig Jahre lang hatte ich ein Leben in Freiheit geführt, ohne wirklich frei zu sein. Die Rote Armee hatte mich physisch befreit. Sie hatte die Ketten jener Fußfesseln gelöst, die mir die Nazis angelegt hatten. Doch die losen Ketten sollte ich sechzig Jahre lang mit mir herumschleppen.

Während meines Besuchs in St. Anna zeigte mir Bürgermeister Josef Weinhandl, wo das Lager gewesen war, in dem ich gelebt hatte. Er brachte mich an den Ort, an dem ich Panzergräben hatte ausheben müssen. Er führte mich auch an die Stelle, wo sich die Krankenbaracke befunden hatte, wo ich den Schüssen aus dem deutschen Maschinengewehr entgegengesehen und die letzten 4 oder 5 Tage vor unserer Befreiung verbracht hatte. Die Frau des Bürgermeisters, Elisabeth Weinhandl, ermöglichte ein Wiedersehen mit Frau Maria Lackner, die mir im Jahr 1945 lebensrettendes Essen geschenkt hatte.

Sechzig Jahre nach meiner physischen Befreiung ermöglichten mir die Weinhandls damit auch meine emotionale Befreiung. Mit ihrer liebevollen, herzlichen Art schnitten Elisabeth und Josef Weinhandl die Ketten ab und sorgten dafür, dass meine Fesseln von nun an viel leichter zu tragen waren. Seit meiner Rückkehr aus St. Anna hat sich aus dieser Herzlichkeit eine enge und liebevolle Freundschaft entwickelt.

In "We Couldn't Cry" erinnert sich Anna an ihre Befreiung und schreibt dazu Folgendes:

Nun stellt sich die Frage: Ich bin hier, aber habe ich wirklich überlebt? Körperlich bin ich hier, aber meine Gedanken kehren immer wieder zu diesen schrecklichen Erfahrungen zurück. Ich trage diese schrecklichen Erfahrungen für immer mit mir herum. Jeden Tag kommt die Erinnerung zurück. Und quält mich.

Am Tag unserer Ankunft in St. Anna, am Sonntag, dem 12. Juni, hatte ich Zweifel. *Sind wir im richtigen Dorf? Sind wir im richtigen Land? Sind wir im richtigen Universum? Oder ist das Ganze nur ein Albtraum? Ein teuflischer Trick? Oder einfach eine Fata Morgana?* Die Weinhandls machten all diesen Zweifeln ein Ende. Sie führten mich zu den realen Orten, an denen ich im Jahr 1945 meine alpträumenhaften Erfahrungen gemacht hatte. Maria Lackners Hand in meiner Hand war ebenso real. Ihre Tränen vertrieben die Zweifel, die sie selbst gequält hatten, und trugen zu meiner emotionalen Befreiung bei.

Während ich das Foto betrachtete, das Maria Lackner mit Tränen auf den Wangen zeigt, schrieb ich ein Gedicht, um meine Empfindungen in Worte zu fassen. Elisabeth Weinhandl machte sich daran, es ins Deutsche zu übersetzen. Per Email wurde das Gedicht unzählige Male hin- und hergeschickt, bis es seine jetzige Form erhielt. Wir haben es gemeinsam geschaffen. Ich habe so manches englische Wort geändert, um es den deutschen Begriffen anzupassen, und Elisabeth Weinhandl fand neue Begriffe, die dem englischen Text besser entsprachen. SIXTY YEARS LATER/SECHZIG JAHRE SPÄTER ist das gemeinsame Werk zweier Menschen. Danke, Elisabeth! Ich weiß, dass solche Danksagungen gewöhnlich ins Vorwort gehören, aber dies ist ja auch keine gewöhnliche Geschichte.

Viktor Franks Worte legen es nahe, dass jemand, der emotionale Befreiung erreichen möchte, professionelle psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen sollte. Meine Hilfe kam jedoch von Laien, die keine professionellen Psychologen sind. Die Weinhandls sind einzigartige, liebevolle und fürsorgliche Menschen aus dem richtigen Teil der Welt. Auch Anna war von liebevollen Menschen umgeben und doch zweifelte sie an ihrer physischen bzw. fehlenden emotionalen Befreiung. Ich habe meine Frage nicht auf diese Art formuliert, ich habe mein Leben einfach gelebt und mir gewisse Fragen im Geheimen gestellt. Die Weinhandls sind in St. Anna/Aigen geboren und aufgewachsen, an jenem Ort, an dem ich als Zwangsarbeiter unmenschlich behandelt worden war. An dem die Nazis eine Tötungsmaschinerie in Gang gesetzt hatten, um jüdisch-ungarische Zwangsarbeiter abzuschlachten. An dem ihre Großeltern das eigene Leben und das ihrer Familien riskierten, um sich den Nazis zu widersetzen, zur Unterstützung und Rettung der Juden. Heute leben sie an einem ruhigen, friedlichen Ort und haben es sich zum Ziel gesetzt, die dunklen Kapitel der Nazi-Zeit und die Auswirkungen der nationalsozialistischen Gräueltaten auf die Menschlichkeit aufzuzeigen. In Anbetracht dieser Tatsachen waren sie geradezu prädestiniert dazu, mich von den Fesseln der Nazis zu befreien. Liebevoll arbeiteten sie Tag für Tag an dieser Befreiung und ich merkte, wie meine Fesseln mit jedem Male lockerer wurden. Liebevoll machte mir Elisabeth Weinhandl klar, dass der 5. April 1945 nicht nur der Tag meiner physischen Befreiung war, sondern dass ich damals auch neu geboren wurde. Als ich mir dieser Tatsache unlängst bewusst wurde, hatte ich das Gefühl, meine Fesseln endgültig verloren zu haben. Vielleicht sind sie auch nur so leicht geworden, dass ich sie kaum noch spüre. Werde ich jemals vollkommen frei sein?

Anna trug die Nummer, die ihr in Auschwitz eintätowiert worden war, bis zu ihrem Lebensende. Mein Schicksal ist es, eine - mittlerweile - weitaus leichtere Last zu tragen. Mein Leben ist freier geworden und das versetzt mich in die Lage, ein "imaginäres Denkmal für Anna zu errichten". Zu diesem Denkmal gehört es, dass ich Musik auf meiner Harfe mache. Dabei spiele ich häufig eine Melodie, die mich an ein bestimmtes Ereignis erinnert, an ein Bild, über das Anna und ich oft gesprochen haben. Es zeigt meine Mutter, wie sie Ende Jänner 1944 an einem Sabbat ihrem Mann und ihren beiden Kindern das Mittagessen serviert, während sie voller Freude der Musik im Radio lauscht. Es handelte sich um Antonin Dvoraks Symphonie Nr. 9 "Aus der Neuen Welt" und die Melodie stammte aus dem Satz "Largo". Diese Musik ist wie ein geschliffener Edelstein

und bildet den Kern des Denkmals, das ich zur Erinnerung an Anna errichten möchte. Als "Ehrenamtlicher Mitarbeiter des Jahres" erhielt ich für das Jahr 2007 eine hoch angesehene Auszeichnung der Ventura County Medical Resource Foundation. Die Menschen, die mich für den Preis nominierten, hatten mich - da bin ich mir fast sicher - bei meinen Bemühungen beobachtet und machten mit ihrer Nominierung mein "imaginäres Denkmal" sichtbar.

PARALLELEN

In den Jahren 1944-45 erhielt Maria Lackner, zusammen mit anderen Bewohnern der Gegend, den Befehl, die Nazis und ihren Krieg mit ihrer Arbeitskraft zu unterstützen. Manchmal musste sie Panzergräben ausheben, manchmal in der Küche arbeiten. Für keine dieser Tätigkeiten wurde sie bezahlt. Während ihrer Arbeit in der Küche bemerkte sie, dass auf Befehl der Nazis zugeteilte Lebensmittel weggeworfen wurden, anstatt sie den Juden zu überlassen oder sie den Einheimischen zu geben, die selbst kaum etwas zu essen hatten. Sie und die lokale Bevölkerung sahen darin einen Akt der Entmenschlichung.

Siebenundfünfzig Jahre lang diskutierten Anna und ich tagtäglich über die Schrecken des Holocaust und über unsere persönlichen Erfahrungen in dieser Zeit. Etwa zur selben Zeit sprachen auch Maria und Josef Lackner Tag für Tag über das Leid, das Josef Lackner in den drei Jahren erfahren hatte, die er als Kriegsgefangener in russischen Lagern verbringen musste. Alle drei wurden wir aus unseren Gefängnissen befreit. Anna und ich erhoben uns wie der sprichwörtliche Phönix aus der Asche. Wir beschlossen, als Ehepaar gemeinsam durchs Leben zu gehen und machten uns daran, eine eigene Familie zu gründen und so unser Leben neu aufzubauen. Auch Maria und Josef Lackner sollten heiraten und eine eigene Familie gründen.

Ich sprach immer wieder davon, dass mir eine junge Frau lebensrettende Nahrungsmittel zugesteckt hatte. Maria Lackner wiederum erzählte oft, dass sie den Juden Essen geschenkt und dennoch nicht genug getan hatte. Sie trug diesen Gedanken wie eine schwere Last mit sich herum. Beide sprachen wir von derselben Geschichte. Ich gehörte zu den Juden, die Maria Lackner beschenkt hatte. Für sie war ich jemand, dem sie, so dachte sie, nicht ausreichend zu essen gegeben hatte. Sechzig Jahre später sollte ein weiterer Akteur auf der Bühne - der Bühne des Lebens - erscheinen: Elisabeth Weinhandl. Elisabeth ermöglichte das Treffen zwischen Maria Lackner und mir. Damit half sie, die Last von Marias Schultern zu nehmen. Und sie schenkte mir emotionale Befreiung und unterstützte mich in meinem Bemühen, mich wieder "ganz als Mensch zu fühlen". Durch Elisabeths Wirken fand auch Maria ihre "volle Menschlichkeit" wieder und konnte ein glücklicheres Leben führen. Und sie gab mir einen weiteren Grund, mein Leben fortzusetzen.

NEUHAUS AM KLAUSENBACH

Unter dem Titel "Eine Begegnung" veröffentlichte Franz Josef Schober in einer Ausgabe der Zeitschrift "Signal" (Winter 2006/07) eine Zusammenfassung seiner Recherchen. Im Zentrum seiner Untersuchungen stand der Ort Neuhaus am

Klausenbach, der etwa sechs Kilometer nördlich von Sankt Anna am Aigen liegt. In diesem Aufsatz beschreibt Franz Josef Schober detailliert das Wirken des lokalen Pfarrers Stephan Berger in den Jahren 1944-45, der es zuließ, dass das Pfarrhaus zur Krankenstation wurde, in der Juden mit Flecktyphus behandelt wurden. Darüber hinaus vertraute er die Pflege der erkrankten Juden seiner eigenen Schwester, Theresia Berger, an. Diese infizierte sich, während sie sich um die Kranken kümmerte, selbst mit Flecktyphus und sollte schließlich an der Krankheit sterben.

Im selben Artikel schreibt Franz Josef Schober über Rosa Freißmuth, die in ihrer Gemischtwarenhandlung in Neuhaus am Klausenbach direkt vor den Augen eines SS-Mannes, der sich zufälligerweise ebenfalls gerade im Laden aufhielt, einem jungen jüdischen Zwangsarbeiter half, dessen Vater an Flecktyphus erkrankt war und unter hohem Fieber litt. Sie versorgte den jungen Mann mit Brot und Medikamenten. Herr Schober schreibt weiters, dass Rosa Freißmuth jüdischen Zwangsarbeitern wiederholt mit Lebensmitteln und Medikamenten aushalf. Doch damit nicht genug, sie versteckte auch Juden in der Nähe ihres Geschäfts und rettete ihnen so das Leben. Für ihren Mut und ihre Tapferkeit wurde Rosa Freißmuth - posthum - von Yad Vashem geehrt, das sie in die Reihe der "Gerechten unter den Völkern" aufnahm. Ihr Name wird für immer an der "Wall of Honor" stehen.

Während der katholische Priester Stephan Berger, seine Schwester Theresia Berger, die Gemischtwarenhändlerin Rosa Freißmuth und viele andere Einheimische unter großen Mühen die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter in Neuhaus unterstützten und ihnen das Leben retteten, trugen zur gleichen Zeit die um nichts weniger tapferen Bewohner von St. Anna und Umgebung ebenfalls zur Rettung der Juden (darunter auch ich) bei, auch wenn dies nicht so gut dokumentiert ist. Maria Lackner beispielsweise versorgte mich, meinen Freund und Kameraden und andere mit lebensrettenden Nahrungsmitteln.

Im Kapitel DAS OFFIZIELLE TREFFEN schreibt Ron: "In einem Gespräch mit der Historikerin Dr. Eleonore Lappin werden wir ... *die Theorie aufstellen, der örtliche Priester könnte in dieser Verschwörung eine gewisse Rolle gespielt haben, vielleicht, indem er die Leute organisierte.*" Das wirft eine Reihe schwieriger Fragen auf: Arbeiteten Pfarrer Stephan Berger und Josef Nöhner, der Priester von St Anna, zusammen? Hatten sie ihre lebensrettenden Bemühungen aufeinander abgestimmt? Waren sie aus dem gleichen Holz geschnitzt oder wurden sie von einem Vorgesetzten dazu angehalten? Könnte Pfarrer Berger Einfluss auf die Gläubigen in St. Anna gehabt haben? Haben sich die Gemeindemitglieder von Neuhaus und St. Anna gegenseitig beeinflusst? Die Antwort auf all diese Fragen lautet: Wir wissen es nicht. Doch Folgendes ist bekannt: Die Menschen, die in der Gegend von St. Anna leben, sind fromme Katholiken und erfüllt vom Gedanken der Nächstenliebe, vom Gedanken, andere Menschen zu unterstützen und ihnen zu helfen. In der jüdischen Religion wird diese Einstellung "zedaka" genannt, was soviel wie "Wohltätigkeit" bedeutet. Einer anderen Version zufolge sind in dieser Gegend, die eine Grenzregion ist und in der die Menschen immer wieder mit hilfsbedürftigen Fremden konfrontiert sind, Generationen von Einheimischen mit der Tradition des Gebens und Helfens aufgewachsen. Alles in allem können wir mit Sicherheit sagen, dass sich die Menschen in dieser Ecke Österreichs in überwältigender Weise den Nazis widersetzen, die die Juden auf der ganzen Welt auslöschen und töten wollten. Mutig zogen sie an einem Strang, um Juden zu retten. Sie versorgten sie mit Essen und halfen ihnen auch sonst, soweit es möglich war. Damit bewiesen sie, dass die Menschen in Österreich, die (damals) bereits mehr als sechs Jahre unter der Herrschaft der Nazis gelebt hatten, in der Lage waren, sich nach ungleich höheren moralischen Werten zu richten - sie riskierten ihr eigenes Leben, um, so gut es ging, Juden zu retten. Ihr humanitäres Verhalten verdient es, dokumentiert zu werden.

GESAGT, GETAN

Im April 2008 besuchte ich St. Anna am Aigen ein weiteres Mal. Und es kamen neue Erinnerungen. Während wir 1945 die Panzergräben ausheben mussten, während schwerer körperlicher Arbeit, gab es keine Zeit für Gespräche unter den Gefangenen. Aber ich wurde trotzdem von Leidensgenossen gewarnt, ja aufzupassen, keine Verstöße gegen diese Regel zu begehen um nicht in Schwierigkeiten zu geraten. Sie warnten mich weiters, dass die Strafe für die kleinste Übertretung streng sei. Diese wurde wie folgt beschrieben: Ich würde, sagen wir, 20 Peitschenhiebe dafür bekommen. Man würde mich an einen Baum fesseln und ein Freiwilliger aus dem Ukrainebataillon würde die 20 Hiebe austeilen. Ein anderer Ukrainer würde sie zählen. Beim 18. oder 19. Peitschenhieb gäbe es plötzlich gröbere Uneinigkeit über die bereits erfolgte Anzahl. Einer würde behaupten, es wären erst 16 gewesen, ein anderer es seien erst 17. Eventuell würden sie sich einigen, nochmals bei Null zu beginnen und diesmal genauer mitzuzählen. Stellen Sie sich eine Bestrafung mit 50 oder 60 Hieben vor! Gängige Praxis war es, die Bestrafungen in der Öffentlichkeit vorzunehmen. Ich füge der Beschreibung des Schauspiels jetzt mehr Dramatik bei: Das Opfer wurde am Kirchplatz an eine Linde gebunden, gegenüber wo heute das Kriegerdenkmal steht. Ganz nackt oder kaum bekleidet, ohne irgendein schützendes Kleidungsstück, an den Baum gebunden! Die Schläge sollten auf die nackte Haut erfolgen. 1944 bis 45 war die Linde ungefähr 40 Jahre alt mit einem großen Stammumfang. Dies fügte dem Opfer noch mehr Schmerzen zu. Isaac Newtons 3. physikalisches Gesetz, das Wechselwirkungsprinzip, besagt: Jede Kraft, die auf einen unbewegten Körper ausgeübt wird, besitzt eine Reaktionskraft in gleicher Stärke, aber in die entgegen gesetzte Richtung. Das bedeutet, dass ein heftiger Schlag auf den Rücken des Opfers sofort eine Gegenkraft bewirkt, die auf die Vorderseite des Körpers einwirkt. Weil der Körper nach vorn geschleudert wird, erhält er einen Gegenschlag vom Stamm der Linde. Und die raue Rinde verstärkt den Schmerz noch. Ebenso verursacht jede spontane Reflexbewegung noch größere Schmerzen. Die Schreie und die schmerzverzerrten Gesichter der Opfer versetzten den Zuschauer in eine Atmosphäre wie in einem Amphitheater.

Kehren wir für kurze Zeit zurück in die Vergangenheit. Ein Opfer, das an den Lindenbaum gefesselt ist, wird gerade bestraft. Nackt oder fast nackt vor den Augen der Zuschauer sein zu müssen ist an sich schon schlimm genug. Wenn man beispielsweise zum Arzt geht, ist manchen schon der bloße Gedanke, sich ausziehen zu müssen, unangenehm. Hier jedoch wird dem Opfer die Kleidung heruntergerissen und es wird, schutzlos am Baum hängend, sich selbst überlassen. Es gibt keine Möglichkeit, sich vor der bevorstehenden Gefahr in Sicherheit zu bringen, noch sich irgendwo zu verstecken. Das Grauen kommt immer stärker ins Bewusstsein: Welche Art von Schlägen wird mein Körper aushalten müssen und in welcher Form? Egal wie heftig die Schläge sein werden, sie allein erfordern einen starken Überlebenswillen. Und so wird es immer weitergehen.

Ungefähr 60 Jahre später schlug ein Blitz in genau diese Linde ein und der Baum starb ab. Es gab keine andere Möglichkeit, als ihn umzuschneiden. Die Bildhauerin Roswitha Dautermann schuf eine wunderschöne Skulptur aus dem Baum. Eine einzelne Figur, die an Christus erinnert, 6 Meter hoch und mit ausgestreckten Armen 4 m breit. Von der Hüfte abwärts zeigt die Statue eine exakte Wiedergabe eines Kruzifixes. Jesus' Füße sind an den vertikalen Balken des Kreuzes genagelt. Von der Hüfte aufwärts zeigt die Skulptur den Körper Christi, als ob sein Oberkörper und das Kreuz in einem Stück verschmolzen wären. Meiner Meinung nach möchte Frau Dautermann damit das Leiden Jesus – eines Juden – am Kreuz ausdrücken. In den Jahren 1944-45 waren viele leidende Juden an diese Linde gefesselt. Der Baum spürte die Schläge, die diese Juden

erdulden mussten. Die Linde nahm ihr vergossenes Blut in sich auf. Der Baum wollte kein Kreuz mehr sein und verschmolz so mit dem Körper Jesu. Mit seinen ausgestreckten Armen und fast trotzigem Gesichtsausdruck scheint der Baum/ Christus erklären zu wollen: Ich habe genug gelitten, schließen wir Frieden mit diesem Thema!

Die Feierlichkeiten anlässlich der Enthüllung von Frau Dautermanns Denkmal wurden gleich im Anschluss an die Sonntagsmesse abgehalten. Hauptthema der Predigt von Pater Marian Debski war die Rolle, die Frau Maria Lackner für mein Überleben spielte.

Bei der Denkmalenthüllung war ich selbst anwesend.

Am nächsten Freitag nach der Enthüllung der Christusstatue unterhielt eine Musikgruppe die Insassen des örtlichen Altersheimes. Die Mitglieder dieser Musikgruppe waren drei führende Gemeindemitglieder und ich:

- Elisabeth Weinhandl, die Frau des Bürgermeisters, Gesang und Gitarre
- Gabi Wahlhütter, pensionierte Lehrerin, Frau des früheren Schuldirektors, Gesang
- Maria Trippl, Lehrerin, Frau des Schuldirektors, Gesang und Gitarre
- Sandor Vandor, Gesang

Wir trugen bekannte Volkslieder in deutscher Sprache vor.

Ich interpretierte auch ein Stück über eine Linde, das Werk heißt „Am Brunnen vor dem Tore“ von Franz Schubert. Elisabeth Weinhandl begleitete mich auf der Gitarre. Für mich bedeutete das eine weitere Art, mich bei den älteren Leuten zu bedanken, in dem ich eine wohlklingende Melodie sang.

Im November 2007 lud die israelische Regierung eine Abordnung von 14 österreichischen Bischöfen ein, Israel zu besuchen. Franz Lackner war einer von ihnen. Die Ehrfurcht die ihn überkam, als er Yad Vashem besuchte, ließ ihn einen Plan schmieden. Ein großes Aufgabengebiet des Bischofs umfasst auch die Jugendarbeit. Er fasste schon Pläne für das Jugendprojekt „72 Stunden ohne Kompromiss“, an welchem die Jugendlichen der Diözese Graz-Seckau im Herbst 2008 teilnehmen sollten. Von Jerusalem aus rief er Mary, Maria Lackners Tochter an, die mich einladen sollte, an diesem Projekt teilzunehmen. Ich stimmte rasch zu, obwohl ich noch gar nichts Genaues über das Projekt wusste. Später sprachen wir dann persönlich darüber. Dieses Treffen fand während eines sonntäglichen Familienessens statt. Kurz nach der Feier anlässlich der Enthüllung des neuen Christusdenkmals von St. Anna trafen sich die Familien Lackner, Bürgermeister Weinhandls Familie und ich bei besagtem Familienessen. Das Vorhaben wurde konkretisiert: Die Errichtung eines Denkmals für die ermordeten jüdischen Zwangsarbeiter aus Ungarn am Ort des Massakers, der sogenannten „Hölle“, innerhalb des Projekts „72 Stunden“. Die Besprechung überzeugte mich voll und ganz und ich sicherte gleich nach dem Ende der Besprechung meine Teilnahme daran zu.

Die Künstlerin Roswitha Dautermann wohnte unserer Diskussion, ein Denkmal zu errichten, bei.

Am selben Nachmittag brachen wir alle auf, um die Stelle, an welcher das Denkmal errichtet werden sollte, zu besichtigen. Wir besuchten den „Höllgraben“ und den „Schuffergraben“. Maria Lackner ging raschen Schrittes und mit bemerkenswerter Ortskenntnis zum Schuffergraben, zeigte die genaue Stelle, an welcher die Holzbaracken standen, die mir einst für einige Tage als Unterkunft dienten. Und das bestätigte mir, dass mich meine Erinnerung nicht getäuscht hatte.

Maria Lackner berichtete als Augenzeugin, dass die Nazikommandeure das Essen für die Juden einbehielten. Und das in der Zwischenzeit bereits verdorbene Essen wurde stattdessen auf die Müllhalde geworfen. Cäcilia erzählte mir, dass auch schimmeliges Brot darunter war. Zwei von Ochsen gezogene Fuhrwerke waren voll beladen mit schimmligem Brot. Nun wusste ich, woher das schimmelige Brot kam.

In der sogenannten "Hölle" befand sich ein Haus, in dem die Familie Prassl lebte. Dieses Gebäude war völlig einschichtig. Es gab keine Straßen, die das Haus mit irgendwelchen nähergelegenen Hauptstraßen verbanden. Dort lebte die sechsköpfige Familie und versorgte den Haushalt und ihre Tiere. Auf dem Heimweg kamen sie regelmäßig an den Granitbaracken vorbei. Diese Baracken waren die Unterkünfte der Zwangsarbeiter. Die deutschen Soldaten kannten die Familie und ließen sie unbehelligt. Dieser Umstand schuf die ungewöhnliche Situation, dass eine ortsansässige Familie faktisch unter den Zwangsarbeitern lebte. Sie musste umfangreiche Kenntnis über den Zustand der Zwangsarbeiter und deren Arbeitsplan gehabt haben. Die schwer kranken Arbeiter wurden von St. Anna in die Baracken gebracht, um dort ihre letzten Stunden oder Tage zu verbringen. Ich war unter diesen. Ohne Bewachung, ohne irgendeine persönliche Betreuung waren wir uns selbst überlassen. Dies entging der Familie Prassl nicht. Könnte es sein, dass die unbekannte Person, die in meinem Raum das Feuer schürte und so den Ofen warm hielt und könnte es sein, dass die unbekannte Person, die das verschimmelte Brot, gefüllt mit Penicillin in meinen Raum brachte, ein Mitglied der Familie Prassl gewesen ist? Die Antwort lautet: Ich weiß es nicht! Die Umstände weisen jedoch eindeutig in diese Richtung. Könnte es sein, dass ich am Tag unserer Befreiung, als ich mich zu Fuß in Richtung meiner Heimat Ungarn begab, die Prassl-Kinder nach der Richtung fragte? Noch einmal: Ich weiß es nicht mehr. Ich bezweifle auch, dass ich die Antwort jemals finden werde.

Die österreichische Künstlerin Roswitha Dautermann, die die Christusstatue in St. Anna geschaffen hat, lieferte einen unglaublichen Entwurf für das Mahnmal. 22 junge Leute im Alter von 15 bis 20 Jahren, die am 72 Stunden - Projekt teilnahmen, errichteten im Zuge dessen das Denkmal. Ich positionierte den Eckziegel am richtigen Platz.

Hier eine kurze Beschreibung des Denkmals:

Die vier freistehenden Ziegelsäulen versinnbildlichen die vier Ecken eines herrschaftlichen Gebäudes, das jetzt in Trümmern liegt. Einst diente es als Aufbewahrungsort der Verfassung. Die Nazis schafften die Verfassung ab und hinterließen das Gebäude als Ruine. Der Aufbewahrungsort wurde rekonstruiert und neue Ziegel wurden dafür benutzt. Aber man kann auch zufällig dazwischen eingesetzte seltsame, alte, abgenützte Ziegel erkennen. Man kann also leicht nachvollziehen, dass die Holzbaracken im Schuffergraben, in welchen ich die letzten 8 oder 9 Tage vor meiner Befreiung verbracht hatte, am 5. April nachmittags niedergebrannt und die Steinhäuser gesprengt wurden. Seither befinden sich noch immer Ziegel auf dem Feld. Der Bürgermeister Josef Weinhandl sammelte eigenhändig Ziegel und Reste davon vom Acker auf und diese wurden dann zufällig in die vier Türme des Denkmals eingemauert. Tafeln der neuen, wiederhergestellten Verfassung in vier Sprachen – deutsch, englisch hebräisch und ungarisch – wurde in den Resten ihres alten Aufbewahrungsortes angebracht. An diesem Ort steht ein großer Baum mit einer Krone, die groß genug ist, um die neue Verfassung zu schützen. Die Krone ähnelt dem im Gedicht „Judengras“ beschriebenen Baldachin, der die Grashalme bedeckt.

Die jungen Leute, die das Denkmal errichteten, erfüllten die Vision der Künstlerin, es mit neuen Ziegeln aufzubauen, um zu versinnbildlichen, dass die neue Generation die Prinzipien der neuen Verfassung bereit ist einzuhalten und zu leben. Die zufällig in die Säulen eingebauten alten Ziegel aus den gesprengten Baracken sollen, so die Künstlerin, die ältere Generation symbolisieren, die einst in einem fehlgeleiteten System lebte, jedoch auch willkommene Mitglieder der neuen Gesellschaft, weil sie ebenso die neue Verfassung anerkennen.

Die Künstlerin Roswitha Dautermann schuf einen symbolischen Ort zur Aufbewahrung der neuen Verfassung. Sie gestaltete einen Raum, einen Ort, der symbolischen Nutzen hat. Die Länge, Breite und Höhe des Innenraums, der von den vier

Säulen begrenzt wird, beträgt 2,5 Kubikmeter. Wenn Sie sich die Skizze im Kapitel "MONTAG, 13. JUNI" ins Gedächtnis rufen, zeigt diese, dass der Querschnitt des Panzergrabens, wenn man ihn mit einem Meter Länge multipliziert, 25 Kubikmeter beträgt. Das zeigt auch, den gleichen Rauminhalt, der erst durch die Aushubarbeiten und Erdbewegung, die 10 Zwangsarbeiter täglich leisten mussten. Die tägliche Vorgabe für einen Zwangsarbeiter waren 2,5 Kubikmeter.

Eine alte Eiche und ein neuerrichteter Laternenpfahl definieren die Mittelachse des Mahnmales. Eine nach Ost-West ausgerichtete Schneise durchschneidet seine Nord-Südachse. Der Laternenpfahl befindet sich nördlich der Straße. An der Spitze des Pfahles ist im Inneren eine Solarlampe angebracht, die wie eine Art ewiges Licht rot leuchtet. Alle vier Seiten der Laternenfläche sind Scheiben aus geätztem Glas, die flammenrot schimmern. Wenn es dunkel ist, scheint es als ob sich das leuchtend rote Licht in der Luft verliert. Es leuchtet, jedoch ohne die liebliche Landschaft zu stören. In die Scheiben sind in vier Sprachen das Wort FRIEDE, PEACE, SHALOM, MIR eingeritzt. Wie um die Botschaft in alle vier Himmelsrichtungen auszusenden. So bekam das Denkmal den Namen „Mahnmal für den Frieden“.

Die südliche Seite des Laternenpfahls zeigt auf einen schmalen Pfad, gerade breit genug für eine Person, um an einen Ort zu gelangen. Er symbolisiert den letzten Weg zum Grab. Der Pfad ist mit grob gehauenen Vulkansteinen ausgelegt, weil die Straße nicht glatt gepflastert war. Es ist ein Weg, der jeden Einzelnen dazu einladen soll, ihn zu gehen und sich die Schrecknisse der Vergangenheit vor Augen zu führen. Direkt vor der Eiche befindet sich ein glänzender, gebrannter Keramikwürfel, der den Besucher einlädt, sich hinzusetzen. Auf dem schmalen Pfad soll er sich durch die Ziegelsäulen zum Keramikwürfel begeben, sich dort niederlassen und nachdenken. Der Keramikwürfel ist ähnlich wie ein einzelner Ziegelstein geformt und gebrannt, ein einzelner aus einem großen Baukörper, vielleicht wie jedes Lebewesen Teil eines größeren Gefüges ist, der Gesellschaft. Der Würfel, der innerhalb der gesamten Denkmalanlage gesehen werden kann, ist ziemlich klein, er repräsentiert jedoch ein wichtiges, signifikantes Symbol: Die Ortsbewohner, deren Handlungen Menschlichkeit gegen die Barbarei ausdrückten. Viele Bewohner von St. Anna riskierten ihr Leben und das ihrer Familien, um sich tapfer und heldenhaft der Naziherrschaft entgegenzustellen indem sie den Juden halfen.

Zwei Holzbänke, an der Ost- und Westseite der Eiche, dienen den Besuchern zum Ausrasten.

Ich setzte mich auf eine der Bänke und dachte nach: Menschen errichten Denkmäler- wie schon der Name Denkmal besagt – um die Erinnerung an die Opfer für zukünftige Generationen zu bewahren. Dieses Mahnmal für den Frieden wurde errichtet, um der Ermordung ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter durch die Nazis zu gedenken. Dieses sehr eindrucksvolle Monument drückt diese Absicht sehr gut aus. Jedes kleinste Detail liefert die Erinnerung an das Grauen, dem diese Leute ausgeliefert waren und an die vielen von ihnen, die brutal getötet wurden. Diese Leute, die meine Kollegen waren. Ich habe überlebt! Die Dorfbewohner halfen Menschen wie mir zu überleben. Maria Lackner war aktiv an meinem Überleben beteiligt. Der Keramikwürfel soll die zukünftigen Generationen an die Tapferkeit der Dorfbewohner erinnern. Als ein Überlebender kann ich bezeugen, dass es neben den ganzen Gräueltaten, die in St. Anna und den umliegenden Gemeinden begangen wurden, doch noch gute Menschen gab, die mithalfen, das Unrecht zu besiegen. Meine Dankesbotschaft und mein Bestreben, die Ketten und Fesseln zu lockern, die mir die Nazis um die Beine gelegt hatten, half mir, die heldenhaften Taten der Ortsbewohner in den Jahren 1944 – 45 hervorzuheben.

Dann dachte ich noch ein wenig intensiver nach: Könnte man den schmalen Pfad, der mit grobem Schotter aus Vulkansteinen befestigt ist,

als Straße in die Unendlichkeit, in die Dunkelheit sehen und den Keramikwürfel als Markierung, an der Maria als Königin des Lichts mit Martha als Jungfrau an ihrer Seite erschien? Die Ortsbewohner halfen nicht nur mir, sondern vielen anderen zu überleben, was der Keramikwürfel darstellen soll.

Die Österreicher sprechen darüber. Sie setzen sich mit ihrer Geschichte auseinander. Die geistlichen Oberhäupter wie Bischof Dr. Franz Lackner und Pater Marian Debski predigen die richtigen moralischen Werte. Die Gemeindeoberhäupter wie Bürgermeister Josef Weinhandl geben die richtige Richtung vor. Die Künstler Christian Gmeiner und Roswitha Dautermann verbreiten die richtigen Botschaften. Historiker wie Dr. Eleonore Lappin und Franz Josef Schober sammelten Fakten und publizierten sie. Elisabeth Weinhandl führte Zeitzeugeninterviews, durchsuchte die Archive und schrieb das Nachwort dieser Geschichte auf Deutsch. (Die englische Version des Epilogs schrieb mein Enkel Jacob Vandor, Rons Sohn). Die beteiligten Bewohner von St. Anna am Aigen: Alois Ulrich, früherer Bürgermeister von St. Anna, Maria Baumgartner und Johann Weidinger waren Zeitzeugen bei einer Gedenkveranstaltung. Die Schüler und ihre Lehrer der Josef Krainer Grenzlandschule sorgten mit ihrer Schautafelausstellung für Aufsehen. Junge Leute, die freiwillig am Mahnmal für den Frieden in der sogenannten „Hölle“ arbeiteten, setzten klare Statements mit ihren Taten. Und die Welt hört zu.

EPILOG

Von Elisabeth Weinhandl

Da ich nicht in St. Anna am Aigen aufgewachsen bin, wusste ich bis zu dem Zeitpunkt als ich Sandor Vandor kennenlernte, eigentlich so gut wie gar nichts über die Geschehnisse während des Zweiten Weltkrieges hier in unserer Gemeinde. Zuerst war ich nur neugierig, alles war so neu und spannend für mich. Damals konnte ich noch nicht ermessen, was auf mich zukommen würde. Heute kann ich sagen, dass es eine große Bereicherung für mein Leben ist, an Sandors Vergangenheit und Gegenwart teilzuhaben. Ich glaube, nicht viele Menschen haben auf solch außergewöhnliche Weise Geschichte vermittelt bekommen wie ich, auf Originalschauplätzen und durch Zeitzeugen, denen Sandor, Jacob und ich auf unseren Entdeckungsfahrten begegnet sind. So bedeutsame Ereignisse von Menschen erzählt zu bekommen, welche unmittelbar damit konfrontiert waren, ließ mich oft erschauern. Damit diese eindringlichen Gespräche nicht in Vergessenheit geraten, möchte ich Sie nun einladen, folgende Aufzeichnungen zu lesen.

Schwester Lina (Graz)

Als junges Mädchen war sie in einen Orden eingetreten, aber die Nonnen wurden von den Nazis nach Hause geschickt. Schwester Lina fand als Haushaltshilfe bei einer Familie in St. Anna Arbeit. An diesem Haus gingen Tag für Tag jüdische Zwangsarbeiter vorbei und sie nahm Tag für Tag Äpfel von zu Hause mit, um sie den Hungernden zukommen zu lassen, indem sie die Äpfel aus dem Fenster warf. Eines Tages fand ein SS-Offizier einige Äpfel und er ging in das Haus, um Nachschau zu halten. Aber alles was er fand war ein singendes junges Mädchen, das gerade Schuhe polierte. Von ihren Schwestern wurde sie immer wieder gewarnt, den Zwangsarbeitern zu helfen, da sie damit nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Familie riskieren würde. Aber das hielt sie nicht davon ab, weiterhin zu helfen. Und eines Tages nahm sie sogar zwei jüdische Zwangsarbeiter mit in das Haus und gab ihnen Bohnensalat zu essen.

Heute ist Schwester Lina 87 Jahre alt und noch immer jeden Tag vor Schulbeginn als Betreuerin von Kindergartenkindern und Schülern aktiv. Sie ist der gute Geist des Hauses, in dem sie jahrzehntelang als Betreuerin gearbeitet hat und nach wie vor zu helfen bereit, wann immer es ihr möglich ist.

Maria Haarer aus Waltra (Gemeinde St. Anna am Aigen)

Acht oder neun Juden kamen zu ihrem Elternhaus und bettelten um Essen. Ihr Vater befahl ihr, von einem großen Laib Brot Scheiben abzuschneiden. Gerade als Maria Haarer dabei war, dies zu tun, kam ein Polizist daher. Sie war zu Tode erschrocken, da sie auf frischer Tat ertappt worden war. Aber sie hatte Glück. Der Polizist sagte beim Weggehen nur: „Ich habe nichts gesehen“. – Und sie fuhr damit fort, den Laib Brot aufzuschneiden und half damit den Juden, ihren Hunger ein wenig zu stillen. Ihr ganzes Leben lang war sie diesem Polizisten dafür dankbar, dass er sie nicht angezeigt hatte und damit vielleicht ihr eigenes und das Leben ihrer Familie gerettet hat. Als Besucher merkt man sofort, dass auch heute noch Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft im Hause Haarer zugegen sind.

Ferdinand Legenstein aus Sichauf (Gemeinde St. Anna am Aigen)

Er war zu der Zeit elf Jahre alt und er kann sich daran erinnern, dass seine Mutter jedes Mal, wenn sie nach St. Anna ging, einen Laib Brot unter ihrer Kleidung versteckte, um den Juden zu helfen.

Frieda Neubauer aus Risola (Gemeinde St. Anna am Aigen)

Sie wurde dazu eingeteilt, Schützengräben auszuheben und musste sich beim Arbeitsdienst selbst verpflegen. Auf dem Weg dorthin kam sie bei den Panzergräben vorbei und warf immer wieder Essenspakete hinein. Eines Tages musste sie in einer der Baracken in der Hölle das Arbeitsbuch, in welches alle Arbeitsstunden eingetragen wurden, holen. An diesem Tag sah Frau Neubauer hinter der Baracke mehrere Leichen auf einen Haufen zusammengeworfen, einige Personen lebten jedoch noch.

Sie kann sich auch noch an das Massengrab in der Nähe von Deutsch-Haseldorf erinnern und hat selbst gesehen, dass sich die Erde darüber bewegte.

Imre Weisz

Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, dass sich im Mai dieses Jahres ein weiterer noch lebender Zeitzeuge gemeldet hat, der während des Zweiten Weltkrieges als ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter in St. Anna am Aigen war.

Sein Name ist Imre Weisz, geboren 1928 in Mezőtúr, Ungarn.

Zusammen mit seiner ganzen Familie wurde er im Sommer 1944 von Mezőtúr in das Ghetto von Szolnok gebracht und von dort nach Österreich in die Umgebung von Wien. Mitte Jänner wurde seine Gruppe nach St. Anna am Aigen gebracht. Er war im Schulgebäude untergebracht, im oberen Stockwerk in einem Raum ohne Schultafel an der Wand (Damals gab es keine an der Wand fixierten Tafeln, sondern nur solche, die auf einem transportablen Gestell montiert waren.). Dort waren zweistöckige Feldbetten eingebaut. Er erinnert sich noch lebhaft daran, die Stiegen hinauf- und hinuntergegangen zu sein, um in diesen Raum zu gelangen.

Jeden Morgen verließen sie die Schule und gingen neben der Kirche vorbei die Stiegen hinunter. Sie hoben jedoch keine Panzergräben aus, sondern Schützengräben. Seine Gruppe, welche aus zehn Männern bestand, musste pro Tag 35 m³ Erde ausheben. Sie bekamen auch ein Mittagessen, somit hatten sie drei Mahlzeiten am Tag. Ihr Essen war aber auch nahrhafter, zumindest das Mittag- und Abendessen. Sie konnten leicht ihr Tagessoll erfüllen, aber manchmal arbeiteten sie langsamer, um bei

einer späten Ausgabe des Mittagessens noch dazusein. Neben dem Ausheben der Schützengräben waren sie auch noch an anderen Befestigungsarbeiten beteiligt.

Imre Weisz erinnert sich weiters daran, dass die Küche, in der ihre Mahlzeiten zubereitet wurden, in einem Gebäude ungefähr hundert Meter vom Schulgebäude entfernt auf der anderen Straßenseite war. Aber selbst durch eine bessere Verpflegung als in Sandors Gruppe war Imre Weisz immer hungrig und benötigte dringend mehr Essen. Auch er ging in die Nachbardörfer und bettelte um Essen. Er bekam Äpfel und sehr oft entschuldigten sich die Spender, dass sie selbst nicht genug zu Essen hätten.

Imre Weisz erinnert sich auch an die Namen von einigen seiner Kameraden, auch an den des SA-Aufsehers, der Wagner hieß. Er bezeugte dies auch bei Dr. Eleonore Lappin, einer Historikerin, welche sich schwerpunktmäßig mit den Judenverfolgungen in Österreich beschäftigt.

Ungefähr Ende Februar oder Anfang März – er erinnert sich daran, dass noch Schnee lag – wurden sie vom Schulgebäude in eine unfertige Holzbaracke mit einem Zeldach gebracht. Während sie dort untergebracht waren, entkamen einige Leute, die alle derselben Familie angehörten. Zur kollektiven Vergeltung wurden die zehn ältesten Mitglieder seiner Gruppe erschossen. (Dieses Ereignis gleicht jenem von Schobers Beschreibung in Vorwort 3.)

An irgendeinem Tag Ende März wurde er evakuiert und musste auch Imre Weisz zum Todesmarsch nach Mauthausen aufbrechen und wurde dort schließlich befreit.

Steirisches Bethlehem

St. Anna am Aigen ist auch bekannt als „Steirisches Bethlehem“. Aus unserer Pfarre stammen 36 Priester, darunter Kardinal Frühwirth und Fürstbischof Schuster sowie zahlreiche Ordensleute. Diese tief verwurzelte Religiosität mag auch mit ein Grund dafür sein, dass so viele Menschen in St. Anna dazu bereit waren, während des Zweiten Weltkrieges selbstlos Hilfe zu leisten.

Familie Wurzinger aus Aigen

Auf Anfrage von Bürgermeister Josef Weinhandl stimmte Familie Wurzinger zu, das Mahnmal für den Frieden auf ihrem Grund errichten zu lassen.

Der Familie Wurzinger ist es wichtig, dass diese Ereignisse nicht in Vergessenheit geraten sollen. Außerdem eignet sich dieser Platz besonders gut, da es ein viel frequentierter Ort ist. Ein weiterer Beweggrund für die Familie war, dass sie die Jugend unterstützen wollten.

Herr Wurzinger erzählte mir, dass er bei landwirtschaftlichen Arbeiten in der Nähe des Mahnmals immer wieder bemerkt, dass das Mahnmal häufig besucht wird.

Abschließend möchte ich Ihnen noch eine der Glastafeln, welche innerhalb des Mahnmals für den Frieden angebracht sind, präsentieren. (Foto und Text.)

Mahnmal für den Frieden



8. Mahnmal für den Frieden Glastafel

Im Rahmen der Aktion „72 Stunden ohne Kompromiss“ der Katholischen Jugend Österreich entstand 2008 auf Initiative von Sandor Vandor, der Marktgemeinde St. Anna am Aigen unter Bgm. Josef Weinhandl sowie Weihbischof Franz Lackner das Mahnmal für den Frieden, um auch hinkünftig an die Ereignisse in St. Anna am Aigen am Ende des Zweiten Weltkrieges hinzuweisen.

Das Mahnmal steht auf authentischem Boden. In der so genannten *Höll* stand auch die Baracke, in der acht Juden verbrannten.

Das Mahnmal ist nur einzeln zu betreten um die Verlorenheit und Einsamkeit der Gefangenen nachzuempfinden. Die vier Säulen symbolisieren das Volumen des Panzergrabens, das die Gefangenen täglich ausheben mußten. Restziegel der Baracke wurden in die Säulen eingearbeitet.

Steht man innerhalb der Säulen, so kann man in vier Sprachen die Menschenrechte lesen, deren Einhaltung bis heute weltweit nicht gelungen ist.

Der Weg symbolisiert den täglichen Weg der Gefangenen. Setzt man sich auf den Gedenkstein neben dem Baum, so blickt man durch die Säulen zur Laterne. Die Laterne soll mit ihrem Licht das Gedenken an die Toten wachhalten, mit dem Wort **Friede** auf dem Glas aber auch „Hoffnungslicht“ auf dem Weg in die Zukunft sein.

Das Mahnmal wurde von Jugendlichen der Pfarre St. Anna am Aigen errichtet:

Thomas Maitz, Gerhard Schuster, Wolfgang Maitz, Wolfgang Hirtl, Kevin Pörtl, Philipp Triebel, Manfred Lamprecht, Christoph Breznik, Hannes Hopfer, Dominik Schmerböck, Thomas Hackl, Mario Gangl, Lisa Breznik, Kathrin Maitz, Claudia Maitz, Verena Penitz, Melanie Neubauer, Franziska Harrer, Michele Legenstein, Selina Nistl, Stefanie Weinhandl, Julia Großberger und den Gemeindearbeitern Helmut Maitz, Josef Sorger und Karl Truhetz.

Küntzlerin: Roswitha Dautermann

ANHANG

Franz Josef Schober. Jüdisches Schicksal an der Grenze SIGNAL (Jahresschrift des Pavel-Hauses, Winter 2005/06).

Franz Josef Schober. Eine Begegnung... SIGNAL (Jahresschrift des Pavel-Hauses, Winter 2006/07), p. 100ff.

Victor E. Frankl, Man's Search For Meaning. Pocket Books, 1985.

Victor E. Frankl, The Doctor And The Soul. Vintage Books, 1986.

Anna and Sandor Vandor, WE COULDN'T CRY unveröffentlichtes Manuskript, 2004.

WEITERE FOTOS



9. Bürgermeister Josef Weinhandl bei seiner Grundsatzrede am 30. Jänner 2005 während der Gedenkveranstaltung "Mobiles Erinnern"



10. Walburga Beutl, Zweite Landtagspräsidentin des Steiermärkischen



11. Von links nach rechts: Mag. Friedrich Weingartmann, Pfarrer von St. Anna; Christian Gmeiner, der Künstler, der die Skulptur "Mobiles Erinnern" schuf; Ökonomierat Alois Ulrich, Altbürgermeister von St. Anna; Maria Baumgartner, Zeitzeugin; Josef Weinhandl, Bürgermeister von St. Anna; Frieda Neubauer, Zeitzeugin; Walburga Beutl, Zweite Landtagspräsidentin des Steiermärkischen Landtages



12. Von links nach rechts: Mag. Friedrich Weingartmann, Pfarrer von St. Anna; Frieda Neubauer, Zeitzeugin; Josef Urbanitsch, Bürgermeister der Nachbargemeinde Frutten-Gießelsdorf



13. Johann Weidinger, Zeitzeuge, hebt gerade einen Ziegelstein auf einem Acker im Schuffergraben auf



14. Sandor Vandor vor den Schautafeln, während Ron Vandor fotografiert



15. Lehrerin Roswitha Legenstein und Sandor Vandor vor einer Schautafel, Sandors Sohn Ron ist hinter der Kamera



16. Blick auf das Mahnmal für den Frieden mit der Kamera in Blickrichtung Süden



17. Gedenkstein einer mächtigen alten Eiche, mit einer profilierten Oberfläche, welche den Besucher zum Sitzen und Nachdenken einlädt



18. Blick auf das Mahnmal für den Frieden mit der Kamera in Blickrichtung Osten